



# ORIENTIERUNG

Nr. 5 62. Jahrgang Zürich, 15. März 1998

**D**IE KREUZE AM WEG sind erneuert – die Kreuze am Weg von Aguilares nach El Paisnal, die dort aufgestellt wurden für Pater *Rutilio Grande SJ*, für *Manuel Solorzano* und *Nelson Rutilio Lemus*. Immer wieder wurden diese Kreuze beschmiert, umgestoßen, gestohlen. Immer wieder wurden neue Kreuze aufgestellt. Am 12. März 1977, einem Samstag, wurden die drei Männer ermordet auf dem Weg zur abendlichen Meßfeier in El Paisnal. Damals bei der Totenwache in der Kirche von Aguilares begann der neue Weg des gerade erst ins Amt eingeführten Erzbischofs von San Salvador, *Oscar Arnulfo Romero*. Wir wissen, was aus Romero wurde. Sein Lebens- und Sterbenszeugnis hat unzählige Menschen bis heute bewegt. Wie aber steht es heute um die Christen in Aguilares und El Paisnal?

Während des Bürgerkriegs sind in El Paisnal und in einigen «Cantones», d.h. in Weilern, die zur politischen Gemeinde El Paisnal gehören, lutherische Gemeinden entstanden. Sie haben überlebt, auch als in El Paisnal Tausende von Soldaten stationiert waren, weil Lutheraner aus den USA, aus Schweden, aus Deutschland ständig präsent waren.

## Die Kreuze am Weg

Die katholische Pfarre von Aguilares/El Paisnal war viele Jahre verwaist. Nach dem Tod von Padre Rutilio hat es kein Priester längere Zeit dort ausgehalten. Es gab keine regelmäßigen Gottesdienste mehr. Für uns Christen in Mitteleuropa schwer vorstellbar: kaum ein Toter wurde von einem Priester zum Grab begleitet.

Nun aber arbeitet wieder ein Priester in der Gemeinde. Padre *Jesus Orlando Eraso*, ein Sohn El Paisnals und Verwandter von Rutilio Grande.

Am 12. März 1997 haben katholische und lutherische Christen gemeinsam des Martyriums der drei Männer gedacht. *Fernando Sáenz Lacalle*, der zweite Nachfolger Romeros als Erzbischof der Hauptstadt, hat sich für diese Feier in seiner Diözese nicht im geringsten interessiert – was angesichts seiner sonstigen Politik durchaus als Vorteil gelten könnte. Ich war als lutherischer Pfarrer aus Deutschland dazu eingeladen, konnte aber nicht teilnehmen. Ich wäre nicht rechtzeitig zur Karwoche wieder in meiner Gemeinde gewesen. Nun kam ich Ende August – eigentlich am Höhepunkt der Regenzeit. Dabei erlebte ich nur einmal einen wirklichen Regenguß – Wirkung El Niños, des meteorologischen Phänomens, das Mittelamerika voraussichtlich eine verheerende Mißernte bringen wird.

Die lutherische Kirche in El Salvador hat wohl an Attraktivität ein wenig verloren. Die Bedeutung dieser kleinen Kirche und ihres Bischofs *Medardo Gomez* resultierte zum Teil aus ihrer Verbindung zu den Volksorganisationen im Bürgerkrieg und vor allem aus ihrem Engagement für die Menschenrechte. Jetzt, in der «Nachkriegszeit» El Salvadors (was nicht bedeutet, daß nun Frieden wäre), hat die internationale Aufmerksamkeit auch für die Lutheraner nachgelassen.

In El Paisnal aber und in dem Weiler El Tronador ist einiges gelungen. Zwei Siedlungsprojekte für jeweils etwa 15 bis 20 Familien, zum Teil Rücksiedler, die am Ende des Krieges aus Guatemala und Nicaragua zurückkamen, sind kräftig vorangegangen. Die Familien wohnen in den neuen Häusern, die Elektrizität kam im September 1997, eine Wasserleitung folgt.

Am Sonntagnachmittag erlebe ich die Messe in El Paisnal. Die Kirche ist zum «historischen Ort» geworden. Erzbischof Romero hat im März 1977 angeordnet, daß die drei Märtyrer vor dem Altar ihrer Heimatkirche begraben werden.

Bei der Messe sind vor allem ältere Frauen zugegen, die vielen Jahre ohne Gottesdienst und Katechese haben ihre Spuren hinterlassen. Dennoch, ein Jugendchor singt, zwar noch ein wenig unsicher, aber ein Zeichen neuen geistlichen Lebens. Eine Jugendgruppe ist aufgeblüht. Padre Eraso nimmt bei der Predigt kein Blatt vor den Mund. Im Evangelium des Sonntags ist von «soborno» die Rede. Was ist «soborno»? fragt der Priester die Leute. Niemand weiß es. Das «Hoch-Spanisch» der Bibelübersetzung ist

### EL SALVADOR

**Die Kreuze am Weg:** Eindrücke von einer Reise nach Aguilares – Kreuze für die ermordeten Rutilio Grande SJ, Manuel Solorzano und Nelson Rutilio Lemus – Aguilares nach dem Friedensschluß – Siedlungsprojekte und Gemeindeleben – Eine auffällige Kirche – Das notwendige Gedenken an die Märtyrer.

*Rainer Oechslen, Schweinfurt*

### PASTORAL

**Zurück vor das Konzil?** Zur römischen Instruktion über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester – Von neun vatikanischen Behörden unterzeichnet – Anlaß und Ziel der Instruktion – Kein vorurteilsfreier Blick auf die pastorale Praxis – Einschärfung der alten Theologie des Weihesakramentes – Die Rede von der «Grundgestalt» des Weihepriestertums – Einsatz bei der Unterscheidung des Gottesvolkes in Laien, Priester und Gottgeweihte – Distanzierung von einer Basisentscheidung des Zweiten Vatikanischen Konzils – Zur Auslegung von einzelnen Konzilstexten – Was bedeutet der Weltcharakter der Laien? – Vorrang der «geistlichen» vor der «weltlichen» Ordnung – Gemeinsames Priestertum und Priestertum des Dienstes – Zum Begriff «apostolische Sukzession» – Grundlegend ist die Glaubenssukzession des Gottesvolkes – Einheit und Verschiedenheit der amtlichen Aufgaben – Unersetzbarkeit des Weiheamtes – Mitarbeit der Laien im pastoralen Dienst – Die römische Instruktion mißachtet die pastorale Herausforderung der «Zeichen der Zeit».

*Stefan Knobloch, Mainz*

### LITERATUR

**Japan und China bei Adolf Muschg:** Freundschaft zum 50. Geburtstag des Theologen und Literaturkritikers *Karl-Josef Kuschel* (Tübingen) – *Adolf Muschgs* frühe Beziehung zu Japan und China – Aufenthalt als Lektor für Deutsch in Tokyo – Japan als Sehnsuchtschiff der Kindheit – Bis jetzt liegen zwei Japan- und Chinaromane und zwei Bände mit Essays und Betrachtungen zu Japan vor – Die sieben Gesichter Japans – Vielfach gebrochene und gespiegelte Wahrnehmung des fremden Landes – China als ein anderes Modell der Humanität? – Krankheitszustand der westlich-kapitalistischen Welt – Umkehrung der seit der Aufklärung beliebten orientalisierenden Briefsatire – Das, wovon in den Religionen die Rede ist – «Die Arbeit am Buddha in uns selbst».

*Christoph Gellner, Zürich*

### POLITIK

**Der gelungene Frieden:** Zu einer Veröffentlichung von *Volker Matthies* über erfolgreiche friedliche Konfliktbearbeitung – Die UNO-Resolution 795 vom 11. Dezember 1992 – Was heißt «sensible Peace-keeping»? – Die Rolle der Öffentlichkeit. *Rupert Neudeck, Troisdorf*

nicht mehr allgemein verständlich. Dann erklärt Padre Eraso «soborno» (Bestechung) mit Beispielen aus der Tageszeitung: Zwei große Privatbanken sind zusammengebrochen. Der Inspektor des Finanzwesens wurde verhaftet. Der Chef der Zentralbank hat zugegeben, daß er von der Sache wußte, sich aber nicht für zuständig hielt.

Nach dem Gottesdienst begrüßt uns der Pfarrer und erzählt uns seine Sorgen mit der Kirche. Die Kirche von El Paisnal mit den Märtyrergräbern ist baufällig. Um Säulen und Dach zu renovieren, brauchte er 100000 Colones (etwa 20000 Mark). El Salvador ist ein Land mit sehr vielen jungen Leuten, die Kultur ist häufig amerikanisiert. Da wird auch die jüngste Geschichte schnell vergessen. Um so wichtiger wäre die Erhaltung der Kirche als Ort des Gedenkens. Aber was tun? Auch die Ordensbrüder von Rutilio Grande, die in der UCA, der Universität von Zentralamerika, in der Hauptstadt lehren, können nicht weiter-

helfen. Man fragt mich, ob ich vielleicht in Deutschland oder der Schweiz Hilfsmöglichkeiten kenne.

Anfang September verlasse ich El Salvador mit sehr gemischten Eindrücken: Da ist auf der einen Seite die steigende Kriminalität, die allgemeine Brutalisierung, die der Bürgerkrieg hinterlassen hat. Der Sohn des lutherischen Pfarrers von El Paisnal, *Oraldo Savaria*, wurde im März ermordet – nur so, «im Vorübergehen». Natürlich kennt man die Mörder. Natürlich ist der Mord offiziell unaufgeklärt, genauso wie der an Rutilio und seinen Gefährten. Der Mörder von Rutilio Grande soll sich übrigens wieder in der Gegend aufhalten. Da ist die neokonservative Haltung des Erzbischofs, der kaum Kontakt zu Gemeinden außerhalb der Hauptstadt hat. Da sind aber andererseits die Gewinne der FMLN bei den Kommunalwahlen im März 1997. Und vor allem: Da ist die unbesiegbare Lebensfreude der Salvadoreños, die mich immer wieder anzieht und begeistert. *Rainer Oechslen, Schweinfurt*

## ZURÜCK VOR DAS KONZIL?

Zur römischen Instruktion über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester<sup>1</sup>

Es ist ein Noyum: Die vom Papst «in forma specifica» approbierte römische Instruktion «über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester» ist von acht Präfekten bzw. Pro-Präfekten und Sekretären des Vatikans unterzeichnet. Diese Häufung hochkarätiger Unterzeichner scheint mir Bedacht eingesetzt worden zu sein, um das Dokument als unanfechtbar und «wasserdicht» erscheinen zu lassen. Doch ist es alles andere als das.

Sosehr es sich den Anstrich gibt, in der dezidierten Abgrenzung des gemeinsamen Priestertums vom Priestertum des Amtes und in der Einschärfung dieser Abgrenzung auf dem Boden des Zweiten Vatikanischen Konzils zu stehen und nichts anderes als die authentische Interpretation dieses Konzils vorzutragen, liefert es in Wahrheit ein höchst delikates Exempel dafür, wie man vom Konzil Abstand nehmen kann, *indem* man sich auf es bezieht.<sup>2</sup>

### Anlaß und Ziel der Instruktion

Nach den Worten der Instruktion sei sie veranlaßt worden durch eine Reihe von «Anfragen von Bischöfen, Priestern und Laien, die gebeten haben, hinsichtlich neuer Formen «pastoraler» Tätigkeiten von Laien im Bereich der Pfarreien und Diözesen aufgeklärt zu werden».<sup>3</sup> Es hätten sich in der pastoralen Mitarbeit von Laien da und dort Fehlentwicklungen ergeben und Mißstände eingeschlichen, denen gegenüber «eine klare und verbindliche Antwort» (8) gegeben werden müsse. Und erläuternd wird noch hinzugefügt, daß die Ausführungen nicht aus dem Bemühen er-

wachsen seien, «klerikale Privilegien zu verteidigen, sondern aus der Notwendigkeit, dem Willen Christi gehorsam zu sein und die von ihm seiner Kirche unauslöschlich eingeprägte Grundgestalt zu respektieren.» (33)

Noch bevor in eine kritische Einzelausinandersetzung eingetreten werden soll, drängt sich folgende Feststellung auf: Der Instruktion ist es nicht gelungen, einen vorurteilsfreien, unbefangenen Blick auf die real stattfindende pastorale Praxis in den Pfarreien und Diözesen etwa des deutschsprachigen Raumes zu werfen – der im übrigen wohl der Hauptadressat der Instruktion ist –, auf die vielfältigen pastoralen Handlungsträgerinnen und -träger, z.B. die Pastoralreferentinnen und -referenten, die Gemeindefeuerhüterinnen und -feuerhüter, der ehrenamtlich Tätigen im Bereich von Verkündigung, Katechese, Liturgie, Diakonie, Verwaltung und Gremienarbeit, um aus dem Faktum dieser Tätigkeiten – im Sinne der Wahrnehmung der «Zeichen der Zeit» – die konstruktive Frage herauszuhören, was dieser Gestaltwandel bzw. diese Gestaltenvielfalt pastoraler Dienste über das Verständnis des «ministerium ecclesiasticum»<sup>4</sup> aussagen könnte. Das Grundproblem der Instruktion dürfte exakt darin liegen, daß es die in Gang gekommenen Entwicklungen auf dem weiten Feld pastoraler Praxis nicht als Herausforderung und Einladung anzunehmen verstand, um über eine neugefaßte und tiefengeschärfte «Theologie des gemeinsamen Priestertums» nachzudenken, um zumindest der *Hypothese* Raum zu geben, daß sich in der gegenwärtigen Entwicklung der pastoralen Dienste auf der Ebene der Praxis der Kirche «die ganze Kirche als das von der Einheit des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes her geeinte Volk» (LG 4) zu erfahren beginnt – eine Erfahrung, die an die Frage heranführt, ob in der gegenwärtigen Entwicklung der Pastoral nicht möglicherweise das «ministerium ecclesiasticum» (LG 28) neue Gestalten auszuprägen im Begriff ist.

Statt sich in die dringend aufgegebene Tiefenauslotung der gegenwärtigen Entwicklungen *theologisch* vorzuwagen, zog es die Instruktion vor, die alte Theologie des Weihesakramentes einzuschärfen, und dies in der Überzeugung, darin «dem Willen Christi gehorsam zu sein und die von ihm seiner Kirche unauslöschlich eingeprägte Grundgestalt zu respektieren». (33) Eine solche Argumentation nimmt sich wie ein «Totschlägerargument» aus, vor dem alles Gegenargumentieren keinen Sinn zu machen scheint. Doch muß man hier genau hinsehen. Wie steht es denn tatsächlich mit der von Johannes Paul II. behaupteten «der Kirche unauslöschlich eingepprägten Grundgestalt» des Wei-

<sup>1</sup>Dieser Beitrag wird zwar inhaltlich von mir allein verantwortet, seine Veröffentlichung folgt aber einem Interesse des Beirats der Konferenz der deutschsprachigen PastoraltheologInnen: Dieser hat in seiner Erklärung vom 22. November 1997 grundsätzlich Position zur Instruktion bezogen und seine Bedenken angemeldet. Das dort geäußerte Anliegen einer theologisch-argumentativen Auseinandersetzung mit der Instruktion soll in diesem Beitrag wenigstens zu einem Teil eingelöst werden.

<sup>2</sup>Der Beitrag beschränkt sich auf die Problematik der Konzilsrezeption durch die Instruktion und unterscheidet sich dadurch von anderen Beiträgen zur Instruktion; vgl. P. Hünermann, Laien nur Helfer? Anmerkungen zur jüngsten römischen Instruktion, in: Herder Korrespondenz 52 (1998), S. 28–31; P. Meisenberg, Die römische Instruktion über die Mitarbeit von Laien, in: Pastoralblatt 50 (1998), S. 48–56; H. Pree, Die Laieninstruktion 1997 – eine kanonistische Glosse, in: Anzeiger für die Seelsorge, Heft 2 1998, S. 62–66; W. Beinert, Einige Fragen zum Kirchenbild einer römischen Instruktion, in: Anzeiger für die Seelsorge, Heft 2 1998, S. 67–72.

<sup>3</sup>Die Instruktion wird hier zitiert nach: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Hrsg., Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls. 129. Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester. 15. August 1997, Bonn 1997; hier S. 8. Im Folgenden werden Zitate durch Angabe der Seitenzahl in Klammern im Text nachgewiesen. Hervorhebungen in den Zitaten stammen vom Autor.

<sup>4</sup>Zweites Vatikanisches Konzil, Lumen gentium. Dogmatische Konstitution über die Kirche, Nr. 28, im Folgenden abgekürzt LG.

hepriestertums? So formulierte er 1994 bei einem Symposium über die «Mitarbeit der Laien am pastoralen Dienst der Priester». Die Rede von der Grundgestalt ist zu hinterfragen. Wer von einer unauslöschlich eingepägten Grundgestalt des Weihepriestertums ausgeht, der unterscheidet nicht hinreichend bzw. verwechselt den dogmatischen Kern des «ministerium ecclesiasticum» (LG 28) mit seiner historischen Konkretisierung. Die Instruktion selbst sagt, daß die verschiedenen Funktionen der geistlichen Amtsträger «eine untrennbare Einheit bilden», also «nicht getrennt voneinander verstanden werden» (13) dürfen. Zugleich aber räumt sie ein, daß einige dieser Funktionen zwar mit dem «Hirtenamt verbunden sind, ... den Charakter der Weihe (aber) nicht voraussetzen» (15) und unter bestimmten Umständen auch von Nichtgeweihten ausgeübt werden können. In die gleiche Richtung weist, wenn die Instruktion davon spricht, daß es Aufgaben gibt, die «passender» (17) den Klerikern zustehen bzw. «näher» (15) mit dem geistlichen Dienst der geweihten Amtsträger verbunden sind. «Passender», «näher» mit dem Hirtenamt verbunden, aber nicht den Charakter der Weihe voraussetzende Funktionen – so kann man nur aus einer distanzierteren, größere historische Zeiträume überblickenden Perspektive sprechen, der bewußt geworden ist, daß wohl das «ministerium ecclesiasticum» (LG 28), nicht aber die Gestalt des Priestertums des Dienstes als unauslöschlich und unveränderlich gelten kann. Mit diesem Hinweis ist nichts gegen das «ministerium ecclesiasticum» (LG 28) gesagt. Dieses gehört unabdingbar zur Kirche als Volk Gottes, nur schließt seine Unabdingbarkeit als strukturelle Gegebenheit des Volkes Gottes den Gestaltenfluß des Priestertums gerade ein und nicht aus.

Entscheidender ist also die Frage nach der *heute notwendigen Gestalt* des «ministerium ecclesiasticum» (LG 28). Diese Frage läuft dabei in eine ganz andere Richtung als die der «Klerikalisierung der Laien». Richtiger zielt sie auf die Entklerikalisierung des «ministerium ecclesiasticum» (LG 28), nicht um dieses zu beschädigen, sondern um ihm zu einer für heute angemessenen Gestalt zu verhelfen. Diese Fragerichtung rechnet dabei durchaus damit, ja geht selbstredend davon aus, daß *nicht alle* in den letzten Jahren im Volk Gottes *gewachsenen pastoralen Aktivitäten* dem «ministerium ecclesiasticum» (LG 28) zuzuschlagen sind. Solches ist überhaupt nicht das Ziel. Zielführend muß vielmehr die Frage sein, wie das «ministerium ecclesiasticum» (LG 28) – neben anderen Formen kirchlicher Dienste – heute zu gestalten ist, damit das Volk Gottes seinem Volk-Gottes-Sein nach dem Willen Christi auf der Spur bleibt.

### Kritische Anfragen an das Vorwort der Instruktion

Die Instruktion setzt in ihrem Vorwort bei dem Versuch, sich «dem Geheimnis der Kirche» (5) zu nähern, sofort mit der Unterscheidung des Gottesvolkes in *Laien, Priester und Gottgeweihte* ein. Problematisch ist hieran nicht nur die Unschärfe der Unterscheidung zwischen Laien und Gottgeweihten, die bei der Erörterung der «theologischen Prinzipien» wieder relativiert wird (vgl. 14). Problematischer ist, daß sich damit die Instruktion von einer Basisentscheidung des Zweiten Vatikanischen Konzils distanzieren. Die Kirchenkonstitution stellte bekanntlich das zweite Kapitel «Das Volk Gottes» mit Bedacht vor das dritte Kapitel «Die hierarchische Verfassung der Kirche, insbesondere das Bischofsamt». Wenn man sich deshalb heute dem Geheimnis der Kirche nähert, muß man von ihr – auf der Basis des Zweiten Vatikanischen Konzils – zuerst als Volk Gottes sprechen. «Christus der Herr, als Hoherpriester aus den Menschen genommen (vgl. Hebr 5,1–5), hat das neue Volk «zum Königreich und zu Priestern für Gott und seinen Vater gemacht» (vgl. Offb 1,6; 5,9–10). Durch die Wiedergeburt und die Salbung mit dem Heiligen Geist werden die Getauften zu einem geistigen Bau und zu einem heiligen Priestertum geweiht, damit sie in allen Werken eines christlichen Menschen geistige Opfer darbringen und die Machttaten dessen verkünden, der sie aus der Finsternis in sein wunderbares Licht berufen hat (vgl. 1 Petr

2,4–10)» (LG 10). Dieses messianische Volk ist «für das ganze Menschengeschlecht die unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils. Von Christus als Gemeinschaft des Lebens, der Liebe und der Wahrheit gestiftet, wird es von ihm auch als Werkzeug der Erlösung angenommen und als Licht der Welt und Salz der Erde (vgl. Mt 5,13–16) in alle Welt gesandt» (LG 9). «So erscheint die ganze Kirche als «das von der Einheit des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes her geeinte Volk» (LG 4). Insofern verstößt die Instruktion gegen eine Basisentscheidung des Konzils, wenn sie die sekundäre «Verschiedenheit der Glieder» (LG 7; *diversitas membrorum*) als primäre Qualität des Gottesvolkes gewichtet. Damit tritt in den Hintergrund, daß die *Gemeinschaft der Glaubenden* «als irreversibel siegreiche Präsenz der Selbstzusage Gottes ontologisch und logisch *vor dem Amt* in der Kirche»<sup>5</sup> und also vor aller Verschiedenheit der Glieder kommt. Es geht darum zu sehen, «daß das grundlegende Priestertum *in* der Kirche das Priestertum *der* Kirche, des ganzen Gottesvolkes ist, daß darum das Amtspriestertum, unbeschadet seiner Einsetzung durch Christus... seinen unmittelbaren theologischen Ort im Priestertum der Kirche hat.»<sup>6</sup> Die Instruktion hätte also besser daran getan, statt mit der Unterscheidung in Laien, Priester und Gottgeweihte zu beginnen, von der «Natur» der Kirche «als Gottesvolk» (5) zu handeln.

Weil nun aber in der Instruktion die sekundäre Unterscheidung in Laien, Priester und Gottgeweihte primäre Qualität angenommen hat, nimmt es nicht wunder, daß alle weiteren Ausführungen dieser Axiomatik folgen. So spricht das Vorwort im Anschluß an das «Dekret über das Apostolat der Laien» des Zweiten Vatikanischen Konzils (abgekürzt AA 5) vom «Zusammenwirken aller Gläubigen *in beiden Ordnungen* der Sendung der Kirche, in der geistlichen, um die Botschaft Christi und seine Gnade zu den Menschen zu bringen, wie auch in der weltlichen Ordnung, um die säkulare Wirklichkeit mit dem Geist des Evangeliums zu durchdringen und zu vervollkommen.» (6) Das geringste Problem hieran ist noch der von der Instruktion gegenüber AA 5 vorgenommene Begriffswechsel von «zeitlicher» zu «säkularer» Wirklichkeit, obwohl darin mehr gegeben ist als ein beliebiger Begriffsaustausch, weil «säkular» gegenüber «zeitlich» eine eindeutig negative Bewertung der Wirklichkeit signalisiert. Das eigentliche Problem liegt in etwas anderem – was wiederum mit der Präferenz der Instruktion auf der Verschiedenheit der Glieder des Gottesvolkes zu tun hat. Wenn man sich nämlich mit dem Dekret über das Apostolat der Laien näher befaßt, wird deutlich, daß AA 5, worauf die Instruktion hier Bezug nimmt, einer anderen Logik als AA 6 folgt. AA 5 argumentiert mit den «beiden Ordnungen», der geistlichen und der weltlichen, und formuliert den Satz, daß die Sendung der Kirche nicht nur darin bestehe, «die Botschaft und Gnade Christi den Menschen nahezubringen, sondern auch darin, die zeitliche Ordnung mit dem Geist des Evangeliums zu durchdringen und zu vervollkommen» (AA 5). Diesem doppelgliedrigen Satz ist unschwer anzumerken, daß er strukturell dem Koordinatennetz der «beiden Ordnungen» verhaftet ist. Zwar fügt AA 5 sogleich hinzu, daß die Laien in beiden Ordnungen, «in der geistlichen wie in der weltlichen Ordnung» ihr Apostolat ausüben, aber die Struktur des Gedankens ist auf die Unterscheidung der beiden Ordnungen fixiert.

Anders dagegen liest sich AA 6, in dem die Unterscheidung in geistliche und weltliche Ordnung keine Rolle spielt: «Das Apostolat *der Kirche und aller ihrer Glieder* ist darum vor allem darauf gerichtet, die Botschaft Christi der Welt durch Wort und Tat bekanntzumachen und ihr seine Gnade zu vermitteln» (AA 6). Ein Hinweis auf «zwei Ordnungen» ist hier nicht zu entnehmen. Hier ist vielmehr vom Apostolat *der Kirche* die Rede. Dieses bil-

<sup>5</sup> Paul Michael Zulehner, Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor. Zur Theologie der Seelsorge heute. Paul M. Zulehner im Gespräch mit Karl Rahner, Düsseldorf 1984, S. 82.

<sup>6</sup> Kommentar zu: Zweites Vatikanisches Konzil, Presbyterorum Ordinis. Dekret über Dienst und Leben der Priester Nr. 2; abgekürzt PO.

det die Hauptachse, und erst danach wird darauf hingewiesen, daß der Dienst des Wortes und der Sakramente dabei «zwar» in besonderer Weise dem Klerus anvertraut sei, an ihm hätten aber auch die Laien ihren bedeutsamen Anteil. Wenn also die Instruktion lieber auf AA 5 als auf AA 6 des Dekrets über das Apostolat der Laien rekurriert, ist das ein Indiz für die durchgehende Präferenz auf der Unterscheidung vor der Einheit des Gottesvolkes. Hinzu kommt, daß die Instruktion auf der einen Seite zwar die weitere Aussage aus AA 6 übernimmt, daß das Apostolat der Laien und der Dienst der Hirten einander ergänzen, auf der anderen Seite aber bei der Aufzählung der «unzähligen Gegebenheiten» (6) der Laien, aktiv zu werden, bezeichnenderweise die Formulierung aus AA 6, Christus auch mit dem «Wort» zu verkünden, vermeidet, so als befürchte sie, es könnte darin eine nicht gewollte Einladung zum «Dienst am Wort» (vgl. 19f.) erblickt werden.

Man muß es bedauern, daß die Instruktion ihrer eigenen Intention, «den ganzen theologischen und pastoralen Reichtum der Rolle der Laien in der Kirche zu vertiefen» (8), gerade nicht gerecht geworden ist. So ist es für sie unhinterfragt wichtig, daß «das Wesen und die Sendung des geistlichen Dienstes» (7) und «die Berufung und der Weltcharakter der Laien gewahrt bleiben» (7). Im Zusammenhang dieser Festlegung ist zweierlei bemerkenswert: Abweichend von Grundaussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils, wie z.B. in AA 5, wo gesagt ist, daß die Laien ihr Apostolat «in der Kirche wie in der Welt» (tam in Ecclesia quam in mundo) ausüben, folgt die Instruktion der Festlegung von LG 31, wonach den Laien der Weltcharakter in besonderer Weise eigen sei (laicis *indoles saecularis propria et peculiaris est*), und versteht dies zudem im Gegensatz zum Konzilstext exklusiv. An dieser Bezugnahme wird die Dramatik des Ausfalls einer tiefergehenden Theologie des Laien deutlich, der sich die Instruktion verweigert hat. Denn mit Blick auf LG 31 kann nicht übersehen werden, daß es sich dort um kein normatives Verständnis und keine bindende Definition, sondern um einen deskriptiven Zugriff auf den Laien handelt, so daß die Aussage dieses Artikels maßlos überzogen wird, wenn man in ihm sozusagen den Weltcharakter des Laien «dogmatisiert» sieht. LG 31 beschreibt zu Eingang, wer hier «unter der Bezeichnung Laien ... verstanden» wird. Deutlicher kann man nicht signalisieren, daß es sich um eine deskriptive und nicht um eine normative Aussage handelt.<sup>7</sup> Das ordentliche Lehramt kommt seiner Pflicht der weiteren theologischen Klärung des Laientums in der Kirche nicht nach, wenn es meint, lediglich auf dem Stand des Verständnisses der Laien von vor 30 Jahren weiterhin ausruhen zu können.

Im Zusammenhang der Charakteristik des Wesens und der Sendung des priesterlichen Dienstes kennzeichnet die Instruktion die geistliche Ordnung durch das Wort «spezifisch». Sie spricht von der «spezifisch geistlichen bzw. religiösen Ordnung» (7), mit der es vor allem der geistliche Dienst zu tun habe. Damit setzt die Instruktion innerhalb des ohnehin nicht glücklichen Sprachgebrauchs von den «beiden Ordnungen» – geistlich/zeitlich – einen Akzent, durch den sie endgültig zu den Aussageintentionen des Zweiten Vatikanischen Konzils in Gegensatz gerät. Nach den Texten des Konzils ist nämlich nicht die eine Ordnung «spezifisch» geistlich und die andere «spezifisch» weltlich, was immer das heißen sollte. Die Konzilstexte beziehen die Termini «peculiaris» (wie z.B. in LG 10) bzw. «specialis» (wie z.B. in PO 5) auf die je spezifische Teilhabe des gemeinsamen bzw. des Priestertums des Dienstes am *Priestertum Christi*. Das ist ein ganz anderer Sachverhalt. Deutet aber – wie in der Instruktion – das «spezifisch» einen Qualitätssprung der geistlichen Ordnung gegenüber der weltlichen Ordnung an, dann gerät letztere als der Bereich der Laien schnell zu einem nichtgeistlichen bzw. zu

<sup>7</sup>Man denke an die Korrektur, die die Pastoralkonstitution «Gaudium et spes» des Zweiten Vatikanischen Konzils 43 vorgenommen hat: «Die Laien sind eigentlich, wenn auch nicht ausschließlich, zuständig für die weltlichen Aufgaben und Tätigkeiten.»

mindest weniger geistlichen Bereich – eine Auffassung, die den Intentionen des Zweiten Vatikanischen Konzils diametral widerspräche.

Daß in dieser Beobachtung keine böswillige Unterstellung liegt, mag anhand eines anderen Details deutlich werden. Im Zusammenhang der neuen Formen «pastoraler» Tätigkeiten von Laien im Bereich der Pfarreien und Diözesen – warum setzt hier die Instruktion die pastoralen Tätigkeiten in «Anführungszeichen»? (vgl. 8) – wird auf den erforderlichen «sensus Ecclesiae» (8) dieses Personenkreises hingewiesen. Es ist auffällig: Die Instruktion erachtet es bei der breitangelegten theologischen Darlegung des Priestertums des Dienstes an keiner Stelle für notwendig, auf den «sensus Ecclesiae» zu verweisen. Setzt sie ihn bei den Priestern einfach voraus – oder auch nicht? Kompensiert etwa die Tatsache der Weihe alle spirituellen und menschlichen Deformationen der Träger des Priestertums des Dienstes? Wenn also nur im Fall der Laien in pastoralen Diensten der erforderliche «sensus Ecclesiae» ausdrücklich angesprochen wird, dann muß man folgern, daß nach der Einschätzung der Instruktion der «Kirchensinn» bei Laien nicht so anzutreffen ist wie bei den Inhabern der Weihe – eine Einschätzung, die in der Tat die Jahrhunderte währende Enteignung der Kirchenkompetenz der Laien bis heute fortsetzt, als hätte es das Zweite Vatikanische Konzil nie gegeben.

### Gemeinsames Priestertum und Priestertum des Dienstes

Würde man die Instruktion als Diplomarbeit eines Studierenden zu begutachten haben, müßte man als erstes die Ungenauigkeit bemängeln, mit der sie gelegentlich Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils zitiert. So gibt sie gleich zu Beginn ihrer theologischen Ausführungen zum gemeinsamen Priestertum und zum Priestertum des Dienstes einer Aussage in LG 10 einen sinnverschiebenden Akzent: «Sie (sc. die Kirche) ist das Volk des Neuen Bundes, in dem «die Getauften durch die Wiedergeburt und die Salbung mit dem Heiligen Geist... zu einem geistigen Bau und einem heiligen Priestertum geweiht werden, damit sie in allen Werken eines christlichen Menschen geistige Opfer darbringen und die Machttaten dessen verkünden, der sie aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat (vgl. 1 Petr 2,4–10).» (10) LG 10 dagegen formulierte absolut: «Durch die Wiedergeburt und die Salbung mit dem Heiligen Geist werden die Getauften zu einem geistigen Bau und einem heiligen Priestertum geweiht.» Indem die Instruktion diese absolute Aussage gewissermaßen «rahmt» durch den Verweis auf das Volk Gottes, «in dem die Getauften... geweiht werden» (10), verlagert sie den Akzent von der einzelnen Person und ihrer in der Taufe übernommenen persönlichen Berufung, welche kirchenbegründend wirkt, auf das mit der Taufe gegebene lediglich quantitative Wachstum des Gottesvolkes. Die Kirche aber nur als das immer schon vorgegebene Größere und Eine zu sehen, in das die einzelne Person durch die Taufe eingegliedert wird (vgl. LG 11), ohne auf der Paradoxie zu bestehen, daß dieses Größere eben erst aus der Taufe des einzelnen *entsteht*, führt leicht zu einer ungebührlichen Dominanz des «Vorgegebenen», an die sich müheles die Prädominanz des Priestertums des Dienstes zu Lasten des gemeinsamen Priestertums anlagern kann.

Das durchgängige Interesse der Instruktion an der theologischen Akzentuierung des Priestertums des Dienstes wird auch an der Art und Weise der Bezugnahme auf LG 32 deutlich. «Während unter allen «eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi» waltet» – so die Instruktion –, «sind einige nach Christi Willen als «Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen» bestellt.» (10) Diesem Satz liegt eine Klimax, eine Steigerung zugrunde von «allen» hin zu «einigen». In LG 32 ist es genau umgekehrt. Dort beginnt der Satz mit einem «wenn auch», mit einer Einschränkung also, auf der nicht der Hauptakzent liegt. «Wenn auch einige nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die an-

deren bestellt sind, *so waltet doch* unter allen eine wahre Gleichheit...» (LG 28). Der Akzent liegt auf der Gleichheit, in der Instruktion hingegen auf der Ungleichheit.

Damit deckt sich, daß die Instruktion, wenn sie es für nötig ansieht, ausdrücklich auf die «Verschiedenheit der Glieder» in LG 7 Bezug nimmt. Nur geschieht das wieder in einer eingeeengten Perspektive, die so LG 7 nicht zugrundeliegt. Die Instruktion zielt auf die *eine* Verschiedenheit der Teilhabe am Priestertum Christi zwischen gemeinsamem Priestertum und Priestertum des Dienstes. Davon ist in LG 7 nicht die Rede. Dort findet sich nicht die leiseste Andeutung auf das Priestertum des Dienstes, wenn man einmal von der beiläufigen Erwähnung der «Gnade der Apostel» absieht, die nicht ohne weiteres als Hinweis auf das Priestertum des Dienstes gedeutet werden muß. Die «*diversitas membrorum*» in LG 7 zielt, wie der Kommentar zur Stelle verdeutlicht, auf die «natürliche personale Verschiedenheit der Glieder»<sup>8</sup>, auf ihre je unterschiedlichen menschlichen Begabungen und Fähigkeiten. Diese Verschiedenheit ist dem Leib der Kirche «als göttliche Gabe»<sup>9</sup> verliehen. Sie bildet die Grundlage «der Vielzahl der Dienste und Ämter».<sup>10</sup> Hier erweitert erst der Kommentar beim Stichwort der Verschiedenheit die Perspektive auch auf das Amt, wobei er von ihm noch dazu im Plural spricht: Ämter.

In der Zusammenfassung ihrer Ausführungen zum Priestertum des Dienstes stellt die Instruktion als das unterscheidende Merkmal des Priestertums des Dienstes gegenüber dem gemeinsamen Priestertum die Tatsache heraus, daß «das Priestertum des Dienstes... seine Wurzel in der apostolischen Sukzession (hat) und... mit einer heiligen Vollmacht ausgestattet (ist), die in der Befähigung und in der Verantwortung besteht, in der Person Christi, des Hauptes und Hirten, zu handeln.» (11) Die Richtigkeit dieser Aussage ist nicht zu bestreiten, nur erscheint sie in der Instruktion als Ergebnis einer Argumentation, gegen die Bedenken anzumelden sind. Es kommt hier sehr darauf an, wie man den Begriff der «apostolischen Sukzession» versteht. Wie schon oben gesagt: Der Kommentar zu PO 2 verweist darauf, «daß das grundlegende Priestertum in der Kirche das Priestertum der Kirche, des ganzen Gottesvolkes ist, daß darum das Amtspriestertum, unbeschadet seiner Einsetzung durch Christus (nicht durch die Kirche!)... seinen unmittelbaren theologischen Ort im Priestertum der Kirche hat.» Dieser Zusammenhang sollte nicht übersehen werden, wenn in der «apostolischen Sukzession» die Wurzel des Priestertums des Dienstes gesehen wird. Man sollte nämlich immer mitbedenken und mit zum Ausdruck bringen, daß diese Wurzel keine «Luftwurzel» ist, sondern nur von der Existenz des Gottesvolkes her zu verstehen ist. Die «apostolische Sukzession» ist kein sich selbst tragender freischwebender Vorgang. Sie ist verortet in der ontologisch und logisch vorgängigen Wirklichkeit der *Glaubenssukzession des Gottesvolkes*. Ohne diese Glaubenssukzession fehlt der apostolischen Sukzession der Boden, in dem sie «wurzeln» könnte.

### Einheit und Verschiedenheit der amtlichen Aufgaben

In diesem Abschnitt wendet sich die Instruktion den amtlichen Aufgaben des Weiheamtes zu, und zwar unter dem Aspekt, daß von ihnen sowohl Einheit wie Verschiedenheit ausgesagt werden könne. Die Verschiedenheit spielt dabei offensichtlich nicht auf die unterscheidbaren Bereiche des «*munus docendi, sanctificandi et regendi*» (13) innerhalb der Einheit der amtlichen Aufgabe an, sondern auf den anderen Sachverhalt, daß bei einigen dieser Funktionen «auch nicht mit dem Weihesakrament ausgestattete Gläubige mit den Hirten zusammenwirken» (13) können. Zur Begründung beruft sich die Instruktion auf LG 7, wo von Christus gesagt ist: «Er selbst verfügt in seinem Leib, der Kirche, die Dienstgaben (*dona ministrationum*) immerfort, ver-

<sup>8</sup> Kommentar zu LG 7.

<sup>9</sup> Kommentar zu LG 7.

<sup>10</sup> Kommentar zu LG 7.

## STUDIENREISEN

Stadterkundungen und Begegnungen  
Geschichte – Alltag – Literatur – Jüdische Kultur

<b>Lemberg</b> 12.–19. 4. DM 1400.– (Bahn, VP)	<b>Czernowitz</b> 26. 4.–3. 5. DM 1455.– (Bahn, VP)
<b>Odessa</b> 3.–12. 4. DM 1760.– (Bahn, VP)	<b>Tbilissi-Eriwan</b> 21.–29. 5. DM 2700.– (Flug, HP)
<b>Wilna</b> 2.–9. 8. DM 1460.– (Bahn, HP)	<b>Königsberg</b> 12.–18. 7. DM 1150.– (Bahn, VP)
<b>Krakau</b> 12.–19. 4. DM 1030.– (Bahn, ÜF)	<b>Lublin-Zamosé</b> 22.–31. 5. DM 1490.– (Bahn, HP)
<b>Danzig</b> 13.–19. 4. DM 1000.– (Bahn, ÜF)	<b>Masuren</b> 16.–24. 5. DM 1280.– (Bahn, VP)

Jahresprogramm 1998 mit weiteren Terminen kostenlos von

StattReisen Berlin e. V.

Tel.: 0049/30/4553028, Fax: 45800003 – Malplaquetstr. 5, 13347 Berlin

möge deren wir durch seine Kraft uns gegenseitig Dienste leisten zum Heil.» Hieran fällt ein Doppeltes auf. Unmittelbar voran stellt die Instruktion den Hinweis, daß die Mitwirkung der Gläubigen an Funktionen des Weiheamtes «von der rechtmäßigen Autorität» (13) geregelt sein müsse. In unmittelbarer Nachbarschaft dazu steht «Jesus Christus» (13). Rechtmäßige Autorität und Jesus Christus erscheinen so – ohne daß dies ausdrücklich gesagt wäre – als austauschbare, identische Größen. Zum anderen werden hier die «Dienstgaben» – abweichend von LG 7 – auf den Bereich «amtlicher Aufgaben» gedeutet, eben solcher, bei denen auch Nichtgeweihte (aber ordentlich Berufene) mitwirken können. Diese Einengung der Perspektive auf sozusagen vom Amt abgeleitete und an Nichtgeweihte delegierte Aufgaben liegt LG 7 fern. Diese Frage stellt sich LG 7 nicht. Dort handelt es sich vielmehr um die universale Heilssendung aller Gläubigen und die vielfältigen Gaben (*varia dona*), die der Geist «gemäß seinem Reichtum und den Erfordernissen der Dienste zum Nutzen der Kirche austeilte». Wieder wird deutlich, daß der Bezug der Instruktion auf LG 7 perspektivisch verzerrt ist.

Auch die pointiert formulierte, aus dem Apostolischen Schreiben «*Christifideles laici*» übernommene These, nicht eine Aufgabe konstituiere das Amt, sondern das Sakrament der Weihe (vgl. 13), fordert in ihrer Verkürzung zum Widerspruch heraus. Die Verkürzung liegt darin, daß hier der Eindruck erweckt wird, als würde ausschließlich die Weihe das Amt «konstituieren», jenseits jeden Bezuges auf die Aufgaben, die sich aus der Tatsache der Existenz des Gottesvolkes ergeben und die in einem unüberholbaren Sinn das Amt «mitkonstituieren». Also wie vorhin: Ohne Volk Gottes kein Amt. Was gewiß nicht heißt, daß das Volk Gottes das Amt «setzt», konstituiert. Es konstituiert es so wenig, wie es sich selbst aus eigener Vollmacht heraus konstituiert. Aber insofern das Amt *eine Funktion* am Volk Gottes ist – eine unverzichtbare zumal, die deshalb den Charakter eines Sakramentes hat –, gehört das Volk Gottes zum Bedingungsgefüge des Amtes und konstituiert das Amt in diesem Sinne mit. Auch der weitere Satz – ebenso aus dem Apostolischen Schreiben «*Christifideles laici*» übernommen –, *nur* das Weihesakrament gewähre «dem geweihten Amtsträger eine besondere Teilhabe am Amt Christi, des Hauptes und Hirten, und an seinem ewigen Priestertum» (13), löst Nachdenklichkeit aus. Wie verträgt sich dieser Satz mit LG 10, wo vom gemeinsamen Priestertum der Gläubigen wie vom Priestertum des Dienstes gesagt ist: «*unum enim et alterum suo peculiari modo de uno Christi sacerdotio participant*», «das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil»? Die lateinische Fassung macht deutlicher als der deutsche Text, daß es sich in beiden Fällen um die Teilnahme am *einen* Priestertum Christi handelt. Insofern dies mit LG 10 festgehalten werden muß – und damit zugleich auch der je besondere Modus der Teilhabe –,

drückt sich die Instruktion falsch aus, wenn sie sagt, *nur* das Weihesakrament gewähre... eine besondere Teilhabe am Amt Christi. Ebenso falsch wäre es, beispielsweise umgekehrt zu sagen – und man befände sich mit einer solchen Aussage ebenso wenig in Übereinstimmung mit LG 10 –, *nur* das gemeinsame Priestertum gewähre eine besondere Teilhabe am Amt Christi. Denn: «unum enim et alterum *suo peculiari modo* de uno Christi sacerdotio participant.» Das eine wie das andere Priestertum hat auf je besondere Weise am Priestertum Christi teil.

### Unersetzbarkeit des Weiheamtes

Der grundsätzlichen Aussage dieses Abschnitts, daß das Priestertum des Dienstes notwendig sei für die Existenz der Gemeinde als Kirche, ist vorbehaltlos und ohne jeden Abstrich zuzustimmen. Nur produziert die Instruktion auch an der Stelle ein Mißverständnis und verführt zu einer einseitigen Deutung, insofern sie sich zwar auf das Apostolische Schreiben «Pastores dabo vobis»<sup>11</sup> bezieht, aber dabei wichtige dort getroffene Aussagen unterschlägt. So lautet ein von dort übernommenes Zitat in der Instruktion so: «Man darf das Weihepriestertum nicht später als die kirchliche Gemeinschaft ansetzen, so als könnte deren Gründung ohne das Priestertum verstanden werden.» (14) Hätte die Instruktion den im Apostolischen Schreiben «Pastores dabo vobis» vorausgehenden Satz mitübernommen, daß das geweihte Amt mit der Kirche *entsteht* und daß man nicht meinen dürfe, «es gäbe das Weihepriestertum früher als die Kirche, denn es steht völlig im Dienst eben dieser Kirche»<sup>12</sup>, so hätte nicht einmal ein Ansatz zu einer Mißdeutung bestanden.

Das Priestertum des Dienstes entstand in der Tat mit der Kirche, es verdankt sich nicht einem zeitlichen, wohl aber einem *ontologischen und ontischen* Danach, da es ganz im Dienst der Kirche steht. So kann in der Tat keine Rede davon sein, daß die Kirche in der Lage sei, sich das Amt «selbst zu verleihen» (14). Es entsteht vielmehr mit der Kirche, und diese verfügt über das Amt sowenig wie über ihre eigene Entstehung. Nur fällt damit der Entwicklungsprozeß des Amtes wie überhaupt der Kirche nicht einfach vom Himmel, so daß nicht gesagt werden darf, daß dieser Prozeß nicht Anleihen machen könnte an «organisatorischen Kriterien aus dem Vereinswesen und aus der Politik» (13). Natürlich hat der Entwicklungsprozeß der Kirche und des Amtes in ihr solche Anleihen gemacht. Denn die Kirchenbildung und die Ausbildung ihrer Strukturen erfolgte im Kontext sozialer Strukturen. Aber das heißt noch lange nicht, daß das kirchliche Amt damit von solchen gesellschaftlichen Organisationsstrukturen «abgeleitet» worden sei. Der Zusammenhang ist hier ähnlich, wie im Fall der Entstehung der kanonischen Schriften. Sosehr das Erste Vatikanische Konzil zu Recht sagt, daß die kanonischen Schriften Gott zum Urheber hätten, «*deum habent auctorem*», sowenig schließt das aus, daß es sich um menschliche, von Menschen geformte Schriften handelt. Wie hätte es in beiden Fällen auch anders sein sollen?

Wenn allerdings die Instruktion der Unersetzbarkeit des Priestertums des Dienstes den Sinn unterlegt, damit sei die *Gestalt* des Dienstes für unersetzbar erklärt, dann behauptet sie zu viel. «Absolut» unersetzbar ist das Priestertum des Dienstes in seinem Sein, nicht in seinem Sosein. Seine Gestalt ist «relativ» und damit ersetzbar und veränderbar. Daß die römischen Dikasterien über diese relative Ersetzbarkeit nicht nachzudenken bereit sind, eben das löst das landläufige Befremden aus, auf das die Instruktion wenigstens hierzulande traf. In einem anderen Sinn, als es die Instruktion meint, wären in der Tat andere Lösungen (als die exklusive Orientierung an der bisherigen Gestalt des

Priestertums des Dienstes) «be-denklich» (14), also bedenkenswert und an der Zeit.

### Mitarbeit der Laien im pastoralen Dienst

Der gesamte Argumentationsgang der theologischen Prinzipien der Instruktion ist so angelegt, daß für Laien – exakt aus dem Grund, weil ihnen keine eigenständige Identität zuerkannt wird – am Schluß nicht mehr herauskommen kann als ihre «*Mitwirkung*... an der Sendung der Kirche» (14f.) bzw. ihre *Mitarbeit* am pastoralen Dienst. Gleichwohl stößt unsere kritische Analyse des Abschnitts «Mitarbeit der Laien am pastoralen Dienst» auf den einen oder anderen Gedankensplitter, der Anlaß gibt, die Dinge anders zu sehen. So spricht die Instruktion z.B. von den «*spezifischen Aufgaben der Hirten*» (15), von denen sie gleichwohl einräumt, daß darunter solche fallen, die zwar mit dem Hirtenamt verbunden seien, «aber den Charakter der Weihe nicht voraussetzen» (15). Worin soll bei solcher Relativierung der «spezifischen» Aufgaben der Hirten noch ihr spezifischer Charakter liegen, wenn sie – die entsprechenden, rechtlichen Regelungen vorausgesetzt – auch von «Laien» übernommen werden können? Hier kann man sich nicht um die Frage drücken, ob in der Tatsache solcher Verlagerung «spezifischer» Aufgaben der Hirten auf Gläubige ohne Weiheamt das Priestertum des Dienstes nicht faktisch dabei ist, eine neben seiner bisherigen Gestalt *neue Gestalt* anzunehmen, so daß das, was in solchen Bereichen getan wird, theologisch unzureichend identifiziert ist, solange es gebetsmühlenartig nur als «Mitarbeit der Laien am pastoralen Dienst» angesehen wird und solange man solchen Aufgaben die Weihe vorenthält?

Ähnlich anregend ist auch die schon erwähnte Aussage der Instruktion, daß einige Aufgaben und Funktionen, die Gläubige ohne Weihesakrament übernehmen können, «*näher mit dem geistlichen Dienst der geweihten Amtsträger verbunden*» (15) seien. Wieder ist exakt darüber nachzudenken, wie dieses «näher» theologisch zu qualifizieren ist. Ist das nicht wieder ein Hinweis darauf, daß die Grenzen zwischen Priestertum des Dienstes und gemeinsamem Priestertum, die theologisch und ekklesiologisch grundsätzlich nicht in Zweifel zu ziehen sind, faktisch *variabel und neu zu ziehen sind*? Wenn die Instruktion statt dessen sich in diesem Abschnitt erneut auf den Weltcharakter der Laien kapriziert, spricht daraus eine abwehrende Haltung, ja so etwas wie eine Blockadehaltung gegenüber den realen Entwicklungen im Volk Gottes – eine Blockadehaltung, die sich das Volk Gottes, wie seine heftigen Reaktionen zeigen, nicht länger gefallen läßt.

### Zeichen der Zeit

Es kann nicht überraschen, daß die im vorausgehenden aufgezeigte Fragwürdigkeit der theologischen Argumentation der Instruktion im Bereich der «Praktischen Verfügung» zu eben den Aussagen und Bestimmungen führen mußte, die die Instruktion im Praxisteil liefert. Viele erste Reaktionen galten diesem Praxisteil – und schossen damit gewissermaßen zu kurz, weil sie sich nicht mit der grundlegenden theologischen Argumentation der Instruktion auseinandersetzten. Es steht gerade der Praktischen Theologie gut an, sich kritisch mit den theologischen Grundlinien der Instruktion zu befassen.

Man muß am Ende der Instruktion zustimmen: Es geht in der Bewertung der heutigen pastoralen Entwicklung um «das richtige Verständnis des Wesens der Kirche» (16). Nur fragt man sich, ob das Ringen um das richtige Verständnis des Wesens der Kirche nicht durch eine solche Instruktion mehr Schaden leidet als durch die Entwicklungen im Volk Gottes selbst? Vieles spricht dafür – wenn auch nicht alles und jedes Detail an ihnen –, sie als «Zeichen der Zeit» zu deuten. Als Zeit-Zeichen, die Gott seiner Kirche gibt. Eine Ermutigung täte heute dem Volk Gottes gut, eine Ermutigung, die der durch das Zweite Vatikanische Konzil gleichkäme.

Stefan Knobloch, Mainz

<sup>11</sup> Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Hrsg. Nachsynodales Apostolisches Schreiben «Pastores dabo vobis» von Papst Johannes Paul II. an die Bischöfe, Priester und Gläubigen über die Priesterbildung im Kontext der Gegenwart. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls. 105, 1992.

<sup>12</sup> Pastores dabo vobis; Nr. 16.

# Japan und China bei Adolf Muschg

«Ein Westler kann sich davon viel Segensreiches herausnehmen»\*

Mit der Veröffentlichung von «Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur» ([Ökumenische Theologie, 1] Zürich 1978, zuletzt als Taschenbuch, München-Zürich 1987) legte Karl-Josef Kuschel, der am 6. März 1998 50 Jahre alt wurde, eine bis heute als Standardwerk anerkannte Studie vor. Einerseits gelang es ihm dabei zu zeigen, daß Jesus kein marginales Thema in der zeitgenössischen Literatur darstellt, und andererseits suchte er mit seinen literarkritischen und theologischen Einzelanalysen die Frage nach der «ästhetischen Hermeneutik der Sprachgestaltung des Jesus-Themas» (so eine Formulierung von Henning Schröder) weiterzuentwickeln. Auf beiden Feldern hat K.-J. Kuschel in der Folge eine Vielzahl von Veröffentlichungen vorgelegt: Stellvertreter Christi? Der Papst in der zeitgenössischen Literatur. (Ökumenische Theologie, 6) Zürich 1980; zus. mit U. Baumann, Wie kann denn ein Mensch schuldig werden. Literarische und theologische Perspektiven von Schuld. München-Zürich 1990; zus. mit W. Gross, «Ich schaffe Finsternis und Unheil.» Ist Gott verantwortlich für das Übel? Mainz 1992; Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur. München-Zürich 1985; Vielleicht hält Gott sich einige Dichter. Zehn theologisch-literarische Porträts. München-Zürich 1991; «Ich glaube nicht, daß ich Atheist bin.» Neue Gespräche über Religion und Literatur. München-Zürich 1992, u.a. Konsequenz ist in den letzten Jahren die Möglichkeit einer theologischen Ästhetik in den Vordergrund getreten, zuletzt in seinem Buch «Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts» (Düsseldorf 1997), wo im Dreischritt einer «Poetik des Menschen», einer «Theopoetik» und «Christopoetik» das Problemfeld ausgemessen wird. K.-J. Kuschels für dieses Frühjahr angezeigte Veröffentlichung «Vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Lessing und die Herausforderung des Islam» (Düsseldorf 1998) stellt dieses Projekt in den Kontext der Debatte um Religion, wie sie im interreligiösen Gespräch formuliert wird.

Der im folgenden abgedruckte Artikel von Christoph Gellner ist eine Kurzfassung seines Beitrags in der von Freunden und Schülern zu K.-J. Kuschels 50. Geburtstag veröffentlichten Festschrift (Georg Langenhorst, Hrsg., Auf dem Weg zu einer theologischen Ästhetik. [Ästhetik-Theologie, Liturgik, 2]. LIT-Verlag, Münster/Westf. 1998, DM 34,80). Neben Ch. Gellner äußern sich U. Baumann, G. Fröhlich, D. Steinfurt, P. Wagner, G. Langenhorst, A. Langenhorst, H.-P. Bippus und Th. Kucharz zu Autoren wie Romano Guardini, Marie Luise Kaschnitz, Adolf Muschg, Carlos Fuentes, Michel de Montaigne, Hilde Domin, zu «Radio Paradiso», zur aktuellen Jesusrezeption, und zu Fragen einer zeitgemäßen Rede von Gott oder über menschliche Schuld und Sühne. (N. K.)

«Wenn uns ein Himmelskörper, wie der Mond, immer nur eine Seite zukehrt, vermuten wir auf der abgewandten eine Fülle von Geheimnissen. Darauf habe ich, was Japan betrifft, die Probe so früh wie möglich gemacht», resümierte *Adolf Muschg* jüngst sein Verhältnis zu Japan. «Ich habe dem ersten Elternhaus, auch wenn es nur noch aus einer ängstlichen Mutter bestand, den Tribut eines Studienabschlusses und einer ersten guten Stelle an einem Zürcher Gymnasium entrichtet. Dann fühlte ich mich frei zu kündigen und mein imaginäres Erbe anzutreten, die unbekannte Heimat zu entdecken.» Von 1962 bis 1964 war Muschg

\* Karl-Josef Kuschel in Dankbarkeit

1 A. Muschg im Gespräch mit M. Schmidt-Degenhard. Liebe, Literatur & Leidenschaft, Zürich 1995, S. 154. Vgl. E. Scheiffele, Das Verhältnis zu Japan. In: M. Dierks, Hrsg., Adolf Muschg, Frankfurt a. M. 1989, S. 82–115. Zitiert wird nach folgenden Titelabkürzungen: B = Baiyun oder Die Freundschaftsgesellschaft. Frankfurt a. M. 1983; IK = Die Insel, die Kolumbus nicht gefunden hat. Sieben Gesichter Japans, Frankfurt a. M. 1995; IS = Im Sommer des Hasen. Frankfurt a. M. 1975; PW = Papierwände. Bern 1970.

Deutschlektor an der International Christian University in Tokyo. Die Wurzeln seiner Japanfaszination reichen indes bis in Muschgs frühe Kindheit in der Enge einer kleinbürgerlichen Lehrersfamilie unter reichen Leuten an der «Goldküste» des Zürichsees zurück: «Ich hatte schon als Kind lernen müssen, mir neben der brüchig gewordenen «rechtsufrigen» Existenz eine andere zu konstruieren, in Wort, Schrift, Phantasie und allmählich auch in Wirklichkeit»<sup>2</sup>, schreibt Muschg im Vorwort zu dem von ihm unter dem Pseudonym Fritz Zorn zur Veröffentlichung gebrachten Bekenntnisbuch «Mars» (1977), der leidenschaftlichen Abrechnungsschrift eines 32jährigen krebserkrankten Goldküstensohnes mit seiner familiären und sozialen Herkunft, die mit der Adolf Muschgs manche Verwandtschaft aufweist.

Nicht von ungefähr stehen am Anfang seines neuesten Japanbuchs «Die Insel, die Kolumbus nicht gefunden hat» (1995) drei unverhüllt autobiographische Prosaminaturen, die Japan als Sehnsucht-Chiffre seiner Kinderzeit vor Augen führen. Ausschlaggebend war, wie oft, ein frühes Leseerlebnis: Muschgs längst erwachsene Halbschwester, die in den zwanziger Jahren als Hauslehrerin einer schweizerisch-japanischen Kaufmannsfamilie in Kyoto lebte, hatte ihr Japanerlebnis in einem zweibändigen Kinderbuch unter dem Titel «Hansi und Ume» geschildert – und verklärt. Ja, die schön gefärbte Fremde dieser Abenteuergeschichten war unverkennbar ein exotischer Ersatz, «eine Welt des Trostes für fehlende Geborgenheit in der Familie. Davon habe auch ich in meiner Kindheit nicht allzuviel gehabt. Gerade darum muß sich «Japan» in meiner Phantasie mit «Heimkehren» verbunden haben» (IK 21). Als fünfjähriger Leser fand er in diesem märchenhaften Japan «ein Mutterland, das sein Heimweh stillen mußte – ein Gefühl, das Kinder, die zu Hause daheim sind, nicht kennenlernen» (IK 22).

«Ist es ein Wunder», überlegt Muschg, «daß ich später, immer noch als Leser, zu Hesses «Morgenlandfahrern» gehörte? Daß ich mir meine erste große Liebe – vielleicht unbewußt – danach aussuchte, ob sie als Gefährtin auf diesem Weg in Betracht kam? Sie war Textilstalterin an der Zürcher Kunstgewerbeschule und ließ mit ihrem anspruchsvollen Geschmack nur Objekte und Materialien gelten, die «sabi» oder «wabi» waren. Auch diese Wörter lernten wir damals kennen, als wir uns (immer noch: als Leser) mit dem *Zen-Buddhismus* beschäftigten... Die Akari-Lampions, mit denen wir unsere einfach und streng möblierten Studentenbuden erhellten, waren eine Art Erkennungszeichen für alle Gleichgesinnten unserer Generation und ein – noch stiller – Protest gegen die überladenen Wohnungen unserer Eltern und gegen die falschen Werte, nach denen sie lebten. Oder eben: nicht lebten. So wurde «Japan» zum zweiten Mal mein Heimwehland.»<sup>3</sup> Muschg, der heute zu den wichtigsten Autoren der deutschsprachigen Schweizer Gegenwartsliteratur gehört, ist seither viele Male in Japan und auch in China gewesen. Er hat unterdessen zwei vielbeachtete Japan- und Chinaromane veröffentlicht, zwei Bände mit Essays und Betrachtungen über Japan vorgelegt; mehrere seiner Erzählungen kreisen um fernöstliche Themen und Sujets; in dritter Ehe ist er sogar mit einer Japanerin verheiratet. An Stelle der hochgespannten, überzogenen Erwartungen seiner Kindheit und Jugend sieht der 60jährige die Herausforderung einer so fremden Kultur wie Japan (oder China) heute darin, daß sie zur «besseren Wahrnehmung des Fremden im Eigenen» einlädt. «Des Unselbstverständlichen, sogar Exotischen unserer eigenen kulturellen Annahmen. Wir haben auch nichts so «eigen» wie wir glauben. Darauf beruht übrigens auch die Chance der Literatur... Ich sage nicht, daß der japanische Mix nur gut ist», setzt Muschg im Gespräch mit Meinhard

<sup>2</sup> Fritz Zorn, Mars. Mit einem Vorwort von Adolf Muschg, Frankfurt a. M. 1979, S. 8.

<sup>3</sup> Zit. n. M. Dierks, Hrsg., Adolf Muschg, S. 269f.

Schmidt-Degenhard hinzu, «wahrscheinlich würde ich, wäre ich selbst Japaner, sehr kritisch darauf reagieren. Aber ein Westler kann sich davon viel Segensreiches für sich herausnehmen.»<sup>4</sup>

### Sieben Gesichter Japans

«Was für ein Land, in dem eine Theologiestudentin um alles andere eher besorgt ist als um die <Sünde>, wo die Höflichkeit verlangt, dem Gast in aller Form das Vergnügen eines weiblichen Körpers anzubieten, wo es gegen den guten Ton verstößt, darauf nicht einzugehen!» (SH 261) Wilfried Busers zukunftslose Liebesbeziehung mit Yoko Yamaki, die an der Universität Tokyo Theologie studiert, und die vom japanischen Gastgeber organisierte Geisha-Party, die «in der heimischen Perspektive wie eine Orgie aussehen mußte», sie gehören gewiß zu den erzählerisch anschaulichsten Episoden von Muschgs Japanroman «Im Sommer des Hasen» (1965). Das erstaunte Befremden über die japanische Unbefangenheit «in Dingen der Sinnesfreude», die aller puritanisch-repressiven Körper- und Sexualangst in der Welt bürgerlichen Christentums zuwiderläuft, macht denn auch die eigentümliche Erzählperspektive deutlich, mit der hier wie anderswo bei Muschg Japan zur Schweiz, Fernostasien zu Europa in Opposition gesetzt wird. «Prüde war man bei ihr zu Lande keineswegs» weiß Muschg in seiner Erzählung «Atsuko soll heiraten» zu berichten, die 1970 mit weiteren Japanaufsätzen in der Sammlung «Papierwände» erschienen. Während ihres USA-Aufenthaltes hatte Atsuko die sexuell gereizte Atmosphäre in dem halbkirchlichen College nicht in Verlegenheit bringen können: «Sie hatte auf Japanisch einen unbefangenen Namen für das meiste, was einem derart dort unten zustoßen konnte, und bezeichnete es sogar mit einer ehrenden Vorsilbe wie alles, was für die tägliche Lebens- und Glücksverwaltung unentbehrlich und darum lobenswert ist... die Sorge ums sinnliche Glück, die ja doch Selbstmißtrauen ist, Unglaube ans eigene Fleisch... diese Angst ist in Japan wenig verbreitet... man kennt in Japan jenes Versagen nicht, dem man anderswo immer noch das metaphysische Zeichen anhaftet, das Gewicht des Sündenfalls und Weltuntergangs» (PW 20). Das Schamgefühl sitzt in Japan in der Tat «an einer anderen Stelle». Und hier, «in seiner sozialpsychologischen Infrastruktur, ist uns Japan wirklich sehr fremd», hebt Muschg in seinem Essay «Japan ohne Blumen» (1970) hervor, «aber es ist ein anderer Exotismus als derjenige, der zwischen Nikko und Nara Alles Inbegriffen als touristische Ware feilgeboten wird» (PW 81f). Überaus luzide führt Muschg dies wiederum am Leitfaden von Erotik und Exotik vor Augen in seiner neuesten Japanerzählung «Nur ausziehen wollte sie sich nicht. Ein erster Satz und seine Fortsetzung» (1995). Sie bezieht sich unter anderem auf die Dreharbeiten zu dem Filmprojekt «Des-hima» (1986), das Busers Liebesgeschichte aus Muschgs Erstling zu einer Tragikomödie zwischenkultureller Begegnungen fort-spricht.

Die vielschichtig gebrochene und gespiegelte Wahrnehmung des fremden Landes steht denn auch im Zentrum von Muschgs vielfach ausgezeichnetem Japanroman «Im Sommer des Hasen». Fächert sich darin doch der Blick auf die für westliche Augen so fremdartig-faszinierende Welt Japans in sieben verschiedene Blickwinkel auf. Muschgs Erstlingsroman besteht ja, genau besehen, aus sieben ineinandergeschachtelten Geschichten, kommentierten und zu einander in Beziehung gesetzten Erfahrungsberichten japanreisender Westerners, denen die Inauen Suisse das Geschenk eines japanischen Sommers macht. Als Gegenleistung schreibt jeder dieser Schweizer Nachwuchsautoren über seine fernöstlichen Erfahrungen einen Beitrag für die Jubiläumsschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der japanischen Niederlassung des Industriekonzerns. Organisiert wird die Aktion vom Werbeleiter, Herrn Bischof, der später selbst nach Japan fliegt, wo er die sechs Kandidaten zum Abschluß ihres

halbjährigen Aufenthalts für eine Woche zusammenbringt. Im Ferienort Yasumiya treffen sie sich täglich, um aus ihren für die Festschrift bestimmten Projekten vorzulesen. In die Schweiz zurückgekehrt, im Landgasthaus zum «Falken» in der Nähe von Zürich, an einem Wirtstisch, von dem der Blick auf die Kuckucksuhr geht und die «wohlverwurzelten heimischen Jaßbrüder» ihre Trümpfe auf die Nebentische klopfen, schreibt Bischof während einer Zeit von drei Wochen einen geradezu monströsen Brief, den vorliegenden Roman. Darin berichtet er seinem Chef und Duzfreund Manuel Inauen über die Erfahrungen der sechs Sightseeingstipendiaten – einer von ihnen hat sich unterdessen umgebracht, ein anderer blieb irgendwo zwischen Tokyo und Zürich im Orient zurück. Durch diese Erzählkonstellation ist Japan und die Schweiz stets gleichzeitig gegenwärtig. Ja, der Erzähler spielt bewußt mit dem Gegensatz zwischen dem Wunderbaren und dem Gewöhnlichen, zwischen exotischer Ferne und dem provinziell Nahen. Als Liebhaber des traditionellen Japan mit all seinen in den Augen des Westlers pittoresk-exotischen Merkwürdigkeiten tadelt Bischof dabei lediglich die Auswüchse japanischer Verwestlichung. Doch so schonend er Japan gegenüber ist, so scharf kritisiert er das eigene Land. Seinen Bericht durchziehen denn auch zahlreiche essayistische-kulturkritische Reflexionen, vor allem über die manipulierende Funktion der Werbung in der kapitalistischen Konsum- und Überflußgesellschaft, die einer «Tischlein-deck-dich-Welt» (SH 170) gleiche, in der sich «der freigelassene Puritaner jeden Luxus gönnt» (SH 24). «Sie kaufen am liebsten, was sie nur dunkel verstehen», faßt der Romanerzähler seine Lebenserfahrung als PR-Mann zusammen. «Zu den Tricks in unserem Geschäft» (wie in der Literatur) gehöre es, «den Menschen bei seiner eigenen Fremde zu nehmen... über seine eigene Grenze ins Abenteuer zu locken. Jedes verkaufte Projekt ist die verkürzte Fabel des Odysseus noch einmal.» (SH 309)

### China – ein anderes Modell der Humanität?

Diese Zivilisations- und Modernitätskritik bestimmt noch stärker Muschgs Chinaroman «Baiyun oder Die Freundschaftsgesellschaft», der 1980 zeitgleich mit den «Kopfgeburten» von Günter Grass erschien, die ebenfalls auf einer realen Asienreise fußen. Im Mittelpunkt von Muschgs Roman, der wohl die umfassendste Auseinandersetzung mit China und westlichen China-Bildern im Raum der deutschsprachigen Literatur der achtziger Jahre darstellt, steht eine achtköpfige Schweizer Reisegruppe um den namhaften Schriftsteller Samuel Rütter, dem Muschg unverkennbar die Züge Max Frischs gegeben hat: «Der berühmte Prosadichter hatte bei einem Empfang in Bern in Hörweite des chinesischen Botschafters sein Interesse für die Fortentwicklung des «chinesischen Modells» ausgesprochen und war überrascht, als er eine Woche später eine Einladung nach China erhielt.» (B 37) Auf seinen Wunsch wurde eine «kleine, aber unkonventionelle Delegation» zusammengestellt. Auf ihrer dreiwöchigen Reise durch mehrere Provinzen von Hongkong, Chengdu über Peking nach Shenyang werden sie von zwei chinesischen Dolmetschern und Fremdenführern begleitet, Angestellten der «Freundschaftsgesellschaft», wie in China das Amt zur Betreuung und Überwachung ausländischer Touristen heißt. Jeder von ihnen sucht in China, was den eigenen Interessen und dem eigenen Beruf entspricht. Alle aber wollen das neue China nach dem Tode Mao Tse-tungs, nach dem Ende der Kulturrevolution, dem Sturz der «Viererbande» und der damals angekündigten Öffnung nach Westen kennenlernen.

«Warum reist man nach China mit ganz anderen Gefühlen, als man in ein anderes Land der Welt reist, nämlich mit dem stillen Gefühl der utopischen Hoffnung, einem anderen Modell von Humanität zu begegnen», resümiert Muschg im Gespräch mit Rolf Kieser<sup>5</sup> die Motive seiner eigenen Chinareise im Frühjahr

<sup>4</sup> A. Muschg im Gespräch mit M. Schmidt-Degenhard, S. 156.159. Vgl. A. Muschg, Die Erfahrung von Fremdsein. München 1987.

<sup>5</sup> R. Kieser, Interview mit Adolf Muschg. In: Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur, Bd. 9. Frankfurt a. M. 1979, S. 61–70.

1978. «Das Gerücht, daß in China etwas anderes nicht nur versucht worden ist, sondern auch von einem Konsensus des Volkes getragen wird, dieses Gerücht hat natürlich eine enorme Anziehungskraft und muß geprüft werden; es prüft auch den Betrachter.» Muschgs Fazit? «Es ist selbstverständlich so, daß auch in China mit Wasser gekocht wird und daß die Vorstellung, man sei in einem Land nicht von dieser Welt, sondern in einer Utopie, dann sehr rasch korrigiert wird.» Er sei dennoch «nicht als Entzauberter aus China zurückgekommen». Gerade «die Widersprüche, die dieses 900-Millionen-Volk auf einer viel elementarereren Ebene der Existenz austrägt und bewältigt», hätten ihn, den Westeuropäer, sehr nachdenklich gemacht, ja beschämt: «Der Freundlichkeitspegel der Umgangsformen ist höher als bei uns, aber ich habe die allergrößte Mühe, die einfachsten Dinge zu verstehen... die Geschlechterbeziehungen, das Lachen, Formen der Abwehr, Formen der Aufopferung. All diese Muster sind offenbar dort richtig und bedürfen für uns einer eigentlichen Dekodierung. Es ist eine andere Möglichkeit, ein Mensch zu sein.»

Gekonnt arbeitet Muschg wie schon im «Sommer des Hasen» auch in «Baiyun» mit Versatzstücken und Klischees des Reise- und Kriminalromans. In Shenyang, der vorletzten Station ihrer Chinareise, bei der Muschgs Roman einsetzt, wartet die Gruppe auf ihren Delegationsleiter, den «unermüdlichen Fabriken- und Tempelstürmer» Stappung. In mehreren Rückblenden lassen die Wartenden frühere Stationen und Ergebnisse ihrer Reise Revue passieren, bis sie erfahren, daß Stappung unterdessen tot in seinem Zimmer aufgefunden wurde. Wie die Ärzte rasch feststellen, ist er vergiftet worden. Fragt sich nur: Von eigener oder fremder Hand? Schließlich hatte sich Stappung durch seine beserwässerische Unduldsamkeit, mit der er, immer auf der Jagd nach Daten und Fakten für sein neues Chinabuch, allen anderen seine Besichtigungswünsche aufzwang, bei Gastgebern und Mitreisenden äußerst unbeliebt gemacht.

Die allmählich sich verdichtende Vermutung, daß es Mord war, bringt denn auch Bewegung in die Handlung, Unruhe in die Gruppe schweizerischer Chinatouristen. Die Suche nach Mörder und Motiv bringt verborgene Aggressionen und Sympathien ans Licht. Neben den offenkundigen körperlichen Gebrechen nahezu aller in der Gruppe – mehrfach wird denn auch die wohltuende Wirkung der Akupunktur, der chinesischen Naturheilkunde beschrieben – treten bis dahin verdeckte psychische Labilitäten und seelische Deformationen zutage; wir hören von gestörten Ehe- und Zweierbeziehungen, die kaum noch diesen Namen verdienen. Zugleich läßt der mysteriöse Kriminalfall auch die Unterschiede chinesischer und europäischer Lebensart deutlich werden, den gesellschaftlich-kulturellen Kontrast zwischen Europa und China. Wenn sich am Ende schließlich der Mord als bloß fahrlässiger Umgang mit einem Medikament herausstellt – Gaby Schlosser hatte Stappung ihr Antidepressivum ins Bier gemischt und den an einem Nierentumor Leidenden damit unwissentlich dem Tod ausgeliefert –, wird der Mordfall in der Tat «zum symbolischen Fall für eine – den Chinesen unverständliche – Zivilisation, in der der hemmungslose Gebrauch von Medikamenten Formen der Selbstzerstörung annimmt» (W. Hinck). Stappung stirbt gleichsam stellvertretend als Repräsentant einer extrem auf Leistung, Nutzen und Effizienz ausgerichteten, lebens- und körperfeindlichen Zivilisation, die im Leben aller Spuren der Zerstörung hinterlassen hat.

Dieser Krankheitszustand der westlich-kapitalistischen Wohlstands-, Leistungs- und Profitgesellschaft, ihre entfremdende, ja krankmachende Lebensform tritt in «Baiyun» gerade durch die doppelte erzählerische Ausnahmesituation überscharf ans Licht. Wird doch die Schockwirkung des Mordverdachts durch die Fremde einer Kultur, in der sich die Frage stellen läßt, «wozu Depressionen nützlich seien» (B 314), nurmehr potenziert. «Wozu sind die unglücklich?» hatte Frau Djin, die Dolmetscherin, den Psychologen und Icherzähler Bernhard Bosshard gefragt, als er ihr von Depressionen und Neurosen seiner vermögenden Schweizer Klientinnen in seinem Heimatland erzählte. «Darauf



## Notre-Dame de la Route

Fr 27. März (20.00) bis So 29. März (16.00)

### Leibhaftiges Kommen Gottes

Den überraschenden Ausspruch der Jünger verstehen lernen, die sagen: «Wir haben ihn gesehen und gehört...»

Besinnungswochenende mit Jean Rotzetter SJ

So 3. Mai (18.00) bis Sa 9. Mai (16.00)

### Geistliche Übungen und malerischer Ausdruck

Blick in dein Inneres!

Besinnungstage mit Farben, mit Jean Rotzetter SJ und Monika Brun

So 10. Mai (18.00) bis Fr 15. Mai (13.00)

### Vom Reichtum der christlichen Mystik

Kennenlernen – Verkosten – Mitnehmen ins Leben

Besinnungstage mit Josef Sudbrack SJ

Auskünfte und Anmeldung: **Notre-Dame de la Route**,  
17, chemin des Eaux-Vives, CH-1752 Villars-sur-Glâne/Fribourg,  
Tel. 026 409 75 00, Fax 026 409 75 01

konnte sie sich, wie es schien, gar keinen Reim machen. Wir hatten doch schon alles... Was hat das Unglück für einen Zweck, wofür leistet man sich das, Depressionen?» (B 264f.) Dabei seien viele seiner Patienten «gerade wegen zuviel Leistung krank geworden», versucht Bosshard vergeblich einem der chinesischen Wirtschaftsfunktionäre verständlich zu machen. «Der Wunsch, um jeden Preis etwas zu leisten, könne selbst eine Art Krankheit sein, und für diese Art Krankheit wüßten die meisten Ärzte kein Rezept, und sie wollten auch keines wissen, denn Leistung gelte in jedem Fall als etwas Gesundes.» (B 171f.) So kehrt Muschgs Chinaroman in der Tat die Erzählkonstellation der seit der Aufklärung beliebten orientalisierenden Briefsatire um, in der ein naiver Mensch aus einem exotischen Land nach Europa verschlagen wird und sich an seinem Erstaunen die Widernatürlichkeit zivilisierten Lebens offenbart. «Baiyun oder die Freundschaftsgesellschaft» entwickelt die Zivilisations- und Kulturkritik aus der entgegengesetzten Perspektive: der Kenner und Arzt von Spätfolgen der Zivilisation, von Depressionen und Neurosen, entdeckt in einem exotischen Land, aber einem Land von alter Kultur, die bewahrten Formen natürlichen Lebens, die freilich durch die ungehemmte Industrialisierung in China selber höchst gefährdet sind. Wenn Gallus Twerenbold den «Natursinn der Chinesen» rühmt, ihren Versuch, «nicht nur von der Natur, sondern mit ihr zu leben» (B 155), so daß ihre «weiche Technik» sie «zu Vorbildern für alle Entwicklungsländer» (B 153) mache, so führt Muschg immer wieder Gegenbilder vor Augen, die zeigen, wie wenig sein Lob des einfachen Lebens zu den neuesten Erwartungen der Chinesen paßt. Ihren naiven Stolz und Fortschrittseifer, mit dem sie neben den Fabriken die monotonen neuen Wohnblöcke präsentieren, die endlich mit dem nötigen Minimum an Komfort ausgestattet sind, während sie die alten Tempel «wie alles Überstättige in ihrem Land eher in Verlegenheit brachten» (B 106). Die neue Leidenschaft der Chinesen, ihren Fortschritt durch Produktionszuwächse zu rechtfertigen, harmoniert denn auch vortrefflich mit dem Daten-, Zahlen- und Wachstumsfetischismus Hugo Stappungs. Kein Wunder, wenn die wirtschaftliche Modernisierung unter Deng Hsiaoping, «die Betonung des Leistungsprinzips, das Prämiensystem, der Verfall stolzer Bescheidenheit, das trügerische Heil, das man in der Großtechnik suche, vor allem aber: die sich anbahnende Explo-

sion des Konsumgedankens» Gallus Twerenbold «schlaflose Nächte bereitet» (B 157).

Erzählerisch macht Muschg so die verstörende Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen anschaulich, die die Fernostbegeisterung im Westen seit der Jahrhundertwende bestimmt.<sup>6</sup> In der Tat eine höchst paradoxe Ungleichzeitigkeit: Während das neue China, unter Sun Yat-sen nicht viel anders als unter Tschou En-Lai und Deng Hsiaoping, auf Modernisierung und Industrialisierung setzt, auf Wissenschaft, Rationalität und Technik, um mit den «fortgeschrittenen» Industrienationen der westlichen Moderne gleichzuziehen, beschwören umgekehrt westliche Intellektuelle und Literaten wie Hermann Hesse, Alfred Döblin, Luise Rinser oder Adolf Muschg die Weisheit des Ostens gerade als Ausweg aus der Krise der seelenlos gewordenen Industriemoderne. Wobei für Muschg (ähnlich wie für Grass) mit der unaufhaltsamen Europäisierung der Erde, der fortschreitenden Durchsetzung instrumenteller Rationalität mittels Technologie und Großindustrie, der zunehmenden Güterproduktion und -konsumption und der aus all dem erwachsenden Natur- und Umweltzerstörung die Einsicht einhergeht, daß gerade dieser europäische «Fortschritt» für den ärmeren Rest der Welt längst zur zwanghaften Wunschvorstellung geworden ist: «Wer selber seit Jahrhunderten Wein trinkt, ist nicht der Mann, einem Entwicklungsland Wasser zu predigen», hält Muschg in einem Radioessay unmittelbar nach seiner Rückkehr aus China fest. «Trauer über die Defizite des Reichtums ist nicht übertragbar; man kann sie nicht einmal mitteilen. Man ist unter sich mit der Erfahrung, daß der Wein, um den wir in China beneidet werden, uns nicht mehr bekommt, daß die Art seiner Herstellung ihn vergiftet hat. Die Trauer der Begünstigten.»<sup>7</sup>

#### Das, wovon in den Religionen die Rede ist: SEIN

Hält man Muschgs Essays, Redebeiträge und Interviews, in denen er immer wieder seine besondere Affinität zum chine-

<sup>6</sup> C. Gellner, Weisheit, Kunst und Lebenskunst. Fernöstliche Religion und Philosophie bei Hermann Hesse und Bertolt Brecht. Mainz 1997.

<sup>7</sup> A. Muschg, Empörung durch Landschaften. Vernünftige Drohheden, Frankfurt a. M. 1988, S. 13f.

sisch-japanischen Zen-Buddhismus zu erkennen gibt, neben seine beiden Asienromane, so findet man die von Karl-Josef Kuschel vielfach beobachtete Diskrepanz zwischen Lebens- und Werkgeschichte erneut bestätigt: Zahlreiche Autorinnen und Autoren sind persönlich religiöser (oder zumindest religiös interessierter), als sie ihre eigenen literarischen Figuren sein lassen können.<sup>8</sup> Warum das so ist? Folgt man Muschgs Diskussionsbeiträgen während des Tübinger Symposiums «Theologie und Literatur» im Mai 1984, so spielt dabei die Scheu gegenüber kirchlich-dogmatischem Bekenntniszwang ebenso mit wie der für die säkulare Mehrheitskultur eines Landes wie der Schweiz oder Deutschland naheliegende Verdacht gegen die Qualität literarischer Texte, in denen unverschlüsselt-affirmativ von Gott oder vom Religiösen die Rede ist. Was Muschg freilich nicht hinderte, seine Überzeugung von einer Grundverbundenheit alles Seienden, unter Berufung auf Goethe und die Bibel, mit zwei Zen-Anekdoten zur Sprache zu bringen: «Es gibt im Zen-Buddhismus eine Geschichte, wo ein Meister gefragt wird, wer «Buddha» sei. Der sagt sofort: «Zwei Pfund Flachs», denn er ist gerade beim Flachszählen. Mir scheint, unsere Art, nach Gott zu fragen, würde – wieder in der Sprache des Zen-Buddhismus – bedeuten, einen Fisch zu fragen, was Wasser sei. Er schwimmt im Wasser!»<sup>9</sup>

Muß man lange erklären, warum sich Muschg zu dieser dem analytisch-diskursiven Verstandesdenken entgegengesetzten «anderen» Art der Erfahrung besonders hingezogen fühlt? Dreht sich doch in der Zen-Mystik alles darum, den das westliche Denken weithin bestimmenden Dualismus von Subjekt und Objekt, von Kopf und Körper, von Geist und Leib zu überwinden: «Gegenständlich, «objektiv» zu denken, liegt in unserer Tradition, ist eine teuer erkaufte Gewohnheit des westlichen Bewußtseins. Aber darin erschöpft sich das Repertoire des Bewußtseins glücklicherweise noch lange nicht.»<sup>10</sup> Im Raum der abendländischen Überlieferung müsse man auf die «Gottlosigkeit der christlichen Mystik» zurückgreifen, «um im Christentum eine vergleichbare Empfindlichkeit zu finden». Auf Angelus Silesius und vor allem auf Meister Eckhart, «dessen sogenannte «Mystik» darin besteht, die religiöse Erfahrung vom Zwang zum Gegenständlichen zu befreien, um sie – das ist aber mehr buddhistisch als christlich – für die Liebe zu den Gegenständen wirklich frei zu machen».

Im Gespräch mit *Karl-Josef Kuschel*, befragt nach der Bedeutung des Zen-Buddhismus, gibt Muschg denn auch programmatisch zu verstehen, daß für ihn keine andere Religion «so klar wie der Buddhismus hinausweist über untaugliche Alternativen wie Körper-Geist, Körper-Seele, Gut und Böse, Schwarz und Weiß. Keine so sehr die Chance des Durchbruchs dieser Raster eröffnet. Keine weniger das Bedürfnis hat zu missionieren und abzugrenzen. Keine selbstverständlicher Lebenskunst, Lebensweisheit, Liebe zum Alltag, Liebe zur Kleinigkeit und Einzelheit ist.»<sup>11</sup> Hält man sich vor Augen, was Muschg über die «protestantischen Finsternisse seiner Kindheit» äußerte – über die Angstbesetztheit des Gottesbildes seiner Eltern, die Lebens- und Körperfeindlichkeit ihrer rigiden protestantisch-puritanischen Erziehung und den dadurch vermittelten Schuldkomplexen, Leistungs-, Erfolgs- und Rechtfertigungszwängen, die leitmotivisch Muschgs Erzählwerk durchziehen –, dann wird zumindest nachvollziehbar, warum er dem Christentum diese «vor allem nötige Lebenskunst» nicht mehr zutraut: «Wenn Lessing recht hat mit seinem Satz, daß man die Religionen an ihren Früchten erkennen soll, dann

<sup>8</sup> K.-J. Kuschel, Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur. München 1985, S. 171.

<sup>9</sup> W. Jens, H. Küng, K.-J. Kuschel, Hrsg., Theologie und Literatur. Zum Stand des Dialogs. München 1986, S. 249.

<sup>10</sup> A. Muschg im Gespräch mit M. Schmidt-Degenhard, S. 161–164.

<sup>11</sup> K.-J. Kuschel, Des Lebens und Todes froh werden. Über Christentum, Buddhismus und die Funktion der Literatur. Gespräch mit Adolf Muschg, in: ders., Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen, S. 127–139.

Theologie • Kultur • Politik • Soziales • Philosophie • Geschichte • Religion

WORT  
UND  
ANT  
WORT

... eine Zeitschrift von deutschen Dominikanern

2/1998: Homosexualität  
3/1998: Ost-West-Begegnung  
4/1998: Opfer  
1/1999: Schönheit

Informationen, Probehefte und Abonnementbestellungen:

Matthias-Grünwald-Verlag  
Postfach 3080 • D-55020 Mainz  
Fon: +6131-9286-0 • Fax: +6131-9286-26  
e-mail: MatthGruen@aol.com

4 Themenhefte à 48 Seiten im Jahr DM/Sfr 37.- (ermäßig: 29.-) zzgl. Porto

schmecken die des Christentums bitter – auch für die Christen selbst. «Erlöser müßten sie aussehen, damit ich an ihren Erlöser glauben könnte» (Nietzsche). Ich wünsche mir mehr Leibhaftigkeit – die ja so lange dem Teufel vorbehalten war. In Japan wäre das Spirituelle konkreter, strahlender. Man erkennt einen Zen-Meister sofort an seinem Lachen. Es ist eine Bewegung des ganzen Körpers.»

1985, gut zwanzig Jahre nach seiner Begegnung mit dem damals 93jährigen, in Ost und West bekannten Zen-Gelehrten Daisetz Suzuki – nachzulesen in Muschgs Erzählbericht «Subjekt und Objekt in Kamakura» (1963) –, schildert Muschg im Feuilleton der «Frankfurter Rundschau» seine «Erfahrungen in einem japanischen Zenkloster» im Norden von Tokyo im Mai desselben Jahres. «Also wieder einer, der die Widersprüche seiner Zeitgenossenschaft nicht mehr ausgehalten hat und ins Innerliche abgeschwenkt ist»<sup>12</sup>, läßt Muschg einen kritischen Leser ausrufen. «Aussteigen? Einsteigen!» ist denn auch sein Erfahrungsbericht pointiert überschrieben. Nein, eine religiöse Erleuchtung habe er auch bei dieser «Zen-Schnupperlehre» nicht erlebt, weist Muschg gleich zu Beginn die Erwartung zurück, hier würden außergewöhnliche Erleuchtungserfahrungen zu Protokoll gegeben: «Wenig Worte darüber, überhaupt keine Worte über», lieber die noch so bescheidene Tat, die sie erübrigte; das wovon in den Religionen die Rede ist, SEIN.» Im Gespräch mit Karl-Josef Kuschel hatte Muschg erklärt, er wolle «von dem Wort Religion wegstommen und es ersetzen durch das, was es bedeutet: Bindung oder auch Erfahrung des Eingebundenseins», «aus dem Zentrum, dem Schwerpunkt des Daseins zu leben und zu arbeiten». Muschgs Zen-Kloster-Aufsatz, in dem die Grundthemen seines Religions- und Gottesverständnisses alle noch einmal anklingen, macht denn auch erzählerisch anschaulich, was dies konkret bedeutet:

«Die Arbeit am Buddha in uns selbst ist bei weitem anspruchsvoller und radikaler als jeder Dienst, der unter Druck von außen und oben geleistet wird. Ich empfand sie aber auch als nachbarlich subtiler, menschlich einfallsreicher, sorgfältiger als jede Art Dienst an einem persönlichen, in der Du-Form gedachten und angesprochenen Gott, wie er einem im westlichen Christentum begegnet. Denn im Zen-Kloster gibt es wohl das gemeinschaftliche Sutra-Lesen, das Händefalten nicht nur zum Tischgebet, sondern auch beim Empfang jeder einzelnen Speise, es gibt natürlich die Erfahrungen, die wir auf unserer Seite der Welt «religiös» zu nennen pflegen. Aber es gibt ausdrücklich keinen Gottesdienst, sowenig wie es einen Sonntag und Werktag gibt. Arbeitstag und Feiertag sind ebenso dasselbe wie Meditation und Arbeit. Wenn Beten und Essen, Zähneputzen und Betteln, Reden und Nicht-Reden nicht aus einem Geist geschehen, geschieht keins von beiden recht. Muß man Religion nennen, was nichts anderes ist als höchste Lebensart, Aufmerksamkeit für den Nächsten und für das Nächste, Anwesenheit dessen, was ich bin, in dem, was ich tue, nicht morgen, nicht jenseits, sondern hier und jetzt? Ich habe im Kloster erlebt, daß Leben mit sich eins sein kann, und mit seinem scheinbaren Gegenteil, dem Tod; und daß es, wenn alles gleichgültig ist, nichts Gleichgültiges mehr gibt. Das ist etwas mehr, als ich bisher in der Politik oder in der Literatur, im Gespräch oder in der Liebe gelernt habe. Ist dazu ein Leben im Zen-Kloster nötig? Bei mir war es nötig: als Erfahrung, daß das Selbstverständliche schwer ist, aber möglich. «Der gleiche Wind weht überall», steht auf der Kalligraphie, die mir der Meister mitgegeben hat. Ja, wenn wir nur die Nase haben, um die wir uns diesen Wind wehen lassen können: dann besteht die erste kleine Erleuchtung vielleicht darin, ihn vom eigenen Atem nicht mehr zu unterscheiden. Ein innerliches Geschäft? Ganz im Gegenteil. Und dann: warum eigentlich «im Gegenteil?»»

*Christoph Gellner, Zürich*

<sup>12</sup> A. Muschg, Aussteigen? Einsteigen! In: Frankfurter Rundschau, 24. August 1985.

## Der gelungene Frieden

Das ist ein Buch für die vom täglichen Aktualitätsterror der Medien, zumal des Fernsehens, zerrissene Seele des Bürgers Europas.<sup>1</sup> Es sind in bestimmter Weise alles «good news», die der Herausgeber Volker Matthies, Professor für politische Wissenschaften, zusammengetragen hat. Es sind daraus vier Buchteile geworden: Im ersten Teil finden sich zwei Beiträge über Industriegesellschaften mit stabilen Friedensstrukturen, wobei neben der OECD-Welt (dargestellt von Dieter Senghaas) die Schweiz als friedenspolitisches Lehrstück (Karl W. Deutsch) hervorgehoben wird. Es gibt einen zweiten Teil, der Friedenserfahrungen in Entwicklungs- und Schwellenländern am Beispiel Indiens («Kein gewaltsamer Staatszerfall» von Joachim Betz), Malaysias («Friedliche Konfliktregelung in einem multiethnischen Schwellenland» von Jürgen Rüländ) und Tanzanias («Friedensoase in der subsaharischen Krisenzone» von Rolf Höfmeier) propagiert. Der dritte Teil behandelt Länder mit erfolgsträchtiger Konfliktregelung und Friedenskonsolidierung, ein typischer Fall für gewaltsame akademische Gliederungen, denn zweiter und dritter Teil sind eigentlich identisch: Es geht dabei um den Libanon (Volker Perthes) und um Mosambik (Sabine Fandrych), aber auch um eine mitteleuropäische Region im Konflikt zwischen Italien und Österreich, nämlich das Südtirol (Michael Feiler). Der vierte Teil ist der politisch spannendsten Frage, nämlich der Prävention, gewidmet.

Ganz unbeobachtet von den Medien und der öffentlichen Meinung kam es am 11. Dezember 1992 zur Resolution 795 des Welticherheitsrates: Präventive Stationierung von UN-Blauhelmen zur Konfliktverhütung. Bis heute waren in Mazedonien bis zu 800 UN-Mitarbeiter, zwei Drittel davon Blauhelme, stationiert. Noch wichtiger war es, daß die USA im Juni 1993 beschlossen, die Personalstärke durch 315 eigene GIs aufzustocken. Das vorher in Berlin stationierte US-Kontingent nahm im August 1993 seine Arbeit in Mazedonien auf. Um es etwas dramatischer als im Beitrag des Buches zu sagen: Diese Stationierung und Präsenz einer UNO-Truppe, die zu größten Teilen eine US-Truppe war, hat ein Übergreifen des Krieges auf die Jugoslawien-Nachfolge-Staaten Mazedonien, Montenegro und die durch Belgrad kassierte «autonome Region» Kosovo bislang verhindert.

Ein unglaublich schönes Beispiel von Vorbeugung in der Politik: In Konfliktzonen möglichst bevor das Krisen- und Konflikt-Kind in den Brunnen gefallen ist, Blauhelme und Polizisten zu stationieren, die durch die hinter ihnen stehende Macht und Kraft den Ausbruch des Krieges überhaupt erst verhindern.

Ähnlich wäre die Wiederauflage des Genozids in Ruanda – der in diesem Jahr 1998 droht und vielleicht schon akut ist – nur durch die Stationierung einer Blauhelm-Truppe mit US-Rückendeckung, wahrscheinlich nicht einmal US-Beteiligung, an der Nordgrenze von Ruhengeri und an der Südgrenze von Ruanda mit Patrouillen durch den Regenwald von Bukavo bis Nyungwe zu verhindern.

Ajo Ajello, der europäische EU-Schlichter und Beauftragte für die Länder der großen Seen, hat jüngst klarsichtig auf ein solches Präventions-Bedürfnis der bedrohten Tutsi-Minderheit hingewiesen: «Es ist naiv zu glauben, was gut für Westminster ist, ist auch gut für Kigali und Bujumbara. Die Wahlen in Burundi waren ja der Ursprung des Desasters in diesem Land Burundi. Grundsätzlich gilt: Jedes Mitglied der Tutsi-Minderheit geht abends mit Völkermord-Ängsten ins Bett und wacht morgens damit wieder auf. Entweder es gibt Garantien für diese Gruppe, oder sie wird immer versuchen, 100 Prozent der Macht für sich zu behalten, um zu überleben.» (Interview mit Pierre-Olivier

<sup>1</sup> Volker Matthies, Hrsg., Der gelungene Frieden. Beispiele und Bedingungen erfolgreicher friedlicher Konfliktbearbeitung. Mit einem Vorwort von Manfred Stolpe (EINE WELT. Texte der Stiftung Entwicklung und Frieden, 4). Dietz Verlag, Bonn 1997, 311 S., 24,80 DM.

Richard in «tageszeitung», Berlin, am 14. Januar 1998: «Jeder Tutsi geht mit Völkermordangst ins Bett»). Und diese Garantien müssen anders aussehen, als sie sich in der Praxis der UNO-Schutztruppe UNAMIR nach dem Beginn des Völkermordes am 6. April 1994 bewahrheitet haben.

Aber zurück zu Mazedonien, beschrieben von Wolfgang Möller (auch diesem Beitrag merkt man seine akademische Herkunft an, es ist allein aus den Papieren beschrieben, nicht aus der Beobachtung der heißen Situation vor Ort): Ein so gelungenes Beispiel von Prävention hat es in der Zeitgeschichte seither nicht wieder gegeben. Ich könnte mir Felder solcher Prävention an mehreren Orten vorstellen. Aber das müßte konzertiert geschehen und müßte immer auch die Amerikaner mit einbeziehen, weil nur die Teilnahme der USA den betreffenden Terroristen und den Opfern, den Regierungen und den Bewegungen die Gewißheit gibt, daß es jeweils ernst gemeint ist.

Angola wird sich aus eigener Kraft nicht emporarbeiten können, Kambodscha ebenfalls nicht, auch nicht die Chiapas-Region in Mexiko. Es wird an allen genannten Orten weiter Konflikte geben, die sich explosionsartig zu Kriegen entwickeln können.

Mosambiks Fall wird zitiert (Sabine Fandrych: «Transformation vom Krieg zum Frieden durch «sensibles» Peace-keeping»), ohne daß die römische Gemeinde St. Egidio gebührend gewürdigt wird. Wenn es um das Aushandeln von Interessen und Friedensplänen und um das Abschmiegeln unbeherrschter Eitelkeiten und Bedürfnisse geht, dann hat diese römische Gemeinde schon längst den Friedensnobelpreis verdient. (Jüngst hat sich St. Egidio in Rom um Algerien, den Kosovo, dieser Tage und Wochen um Burundi bemüht, immer ohne die großen Tuba und Fanfaren der eiteln CNN-Welt.)

Das Buch dient der unausgesprochenen These, daß man alles mit einer Runder-Tisch-Diplomatie und einer Friedenskonsolidierung über Geduld und pazifistische Regeln lösen kann. Der Meinung ist der Autor dieser Zeilen nicht mehr, denn wenn innerhalb von 86 Tagen in den Monaten September, Oktober und November 1991 die wunderschöne Stadt Vukovar im altjugoslawischen Slawonien dem Erdboden gleichgemacht, die Zivilbevölkerung zur Flucht gezwungen wird und die verbleibenden etwa 200 Patienten im Hospital von Vukovar ermordet werden, dann muß die Weltgemeinschaft ein Instrument parat haben, das auch militärisch eingreift.

## ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

**Redaktion und Administration:**  
Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich  
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83  
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,  
Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico  
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

**Preise Jahresabonnement 1998:**  
Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 51.- / Studierende Fr. 35.-  
Deutschland: DM 58.- / Studierende DM 40.-  
Österreich: öS 430.- / Studierende öS 300.-  
Übrige Länder: sFr. 47.- zuzüglich Versandkosten  
Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 500.-

**Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich**  
Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8  
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,  
Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),  
Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

**Druck:** Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.  
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

### Romero-Tag 1998

Romero-Haus, Luzern; Samstag, 28. März 1998, 10.30-17.30 Uhr

## Mutanfälle

Der Zusammenhang, daß der globale Neoliberalismus Ungerechtigkeiten massiv verschärft und immer mehr Menschen ausgrenzt, wird geleugnet, verharmlost oder resigniert zur Kenntnis genommen. Am Romero-Tag 1998 bieten Impulsreferat, Gruppenarbeiten, Ateliers und Politisches Abendgebet den Rahmen, um das Zeugnis von Erzbischof Oscar A. Romero als Beispiel des Eintretens für die Ausgegrenzten in Erinnerung zu rufen.

Veranstalter: Romero-Haus Luzern, Christliche Solidarität mit Zentralamerika SOCRI, Theol. Bewegung für Solidarität und Befreiung, Zentralamerika-Komitee Luzern-ZAK, Netzwerk Schweiz der Bethlehem Mission Immensee.

Informationen und Anmeldung (bis 19. März 1998):

Romero-Haus, Kreuzbuchstr. 44, CH-6006 Luzern;

Tel. (041) 370 52 43; Fax (041) 370 63 12

### Zur Rolle der Öffentlichkeit

Ich vermisse in dem Buch: Wie stark eine solche präventive Friedenspolitik darunter leidet, daß sie nicht beachtet und damit auch nicht gefördert wird. Die gewaltlosen Befreiungs- und Widerstandsbewegungen auf der Welt werden schon dadurch bestraft, daß sie nicht beachtet werden. Nehmen wir das Beispiel der Liberal-Demokratischen Partei im Kosovo, der Albaner-Partei unter der selbstgewählten Präsidentschaft des Schriftstellers Ibrahim Rugova. Diese beachtliche, mutige und risikobereite Gewaltfreien-Bewegung ist von Europa durch Vernachlässigung in die Ecke gedrängt und zur «Quantité négligeable» gemacht worden. Dieses Kapitel fehlt in dem Buch. Der Herausgeber hatte sicher systematische Gründe, den Fall eines nicht gelungenen, sondern verspielten Friedens nicht in das Buch aufzunehmen. Aber es wäre das Fallbeispiel dafür gewesen, wie jene, die den Frieden ohne Waffen wollen und fünf bis sieben Jahre gewaltlos dafür gekämpft haben, durch Nicht-Beachtung um ihren Erfolg gebracht werden. Die Folge: Es melden sich die Waffenträger, die die gleichen Ziele, aber auf andere Art erreichen wollen.

Das Buch ist ein Vademecum für denjenigen, der sich mit dem Zustand der Welt, wie sie ist, nicht abfinden will. Auch für den Journalisten, der in seiner Redaktion und gegen seinen Chefredakteur immer wieder eine Recherchen- oder Drehreise durchsetzen will, dorthin, wo es – noch nicht – kracht, und dem das meist abgelehnt wird.

Ich würde in einer Neuauflage zu den Erfolgsbeispielen Südtirol, Tansania, Mosambik und Libanon drei weitere Länder hinzunehmen, denen wir das nie zugetraut hatten: Uganda, Eritrea, Äthiopien. Uganda gilt vielen immer noch als Land des brutalen Bluttyrannen Idi Amin Dada. Uganda macht aber längst eine Entwicklung durch, die es zum Hoffnungsträger der afrikanischen Länder hat werden lassen. Äthiopien hat sich unter Schmerzen nach der langen Epoche von Mengistu Haile Mariam nach 1990 föderalisiert. Die dortige Führung unter dem gescheiterten und nicht korrupten Meles Zenawie von der Ethiopian People's Revolutionary Democratic Front (EPRDF) hat niemals die Anerkennung für diesen mutigen Schritt erfahren. Eritrea könne nur in einem Langzeitkrieg mit Äthiopien seine Unabhängigkeit behalten. Nichts ist davon wahr. Die beiden neuen Staaten kooperieren miteinander.

Das Buch «Der gelungene Frieden» sollte als Plädoyer für ein tägliches Magazin «Gute Nachrichten» in allen Fernseh-, Radio-, Zeitungs- und Parlamentsredaktionen auf dem Tisch liegen. Und auf dem Tisch aller Zeitgenossen, die den Zustand der Welt noch nicht dem Schicksal der ewigen Wiederkehr des Bösen anheimgegeben haben.

Rupert Neudeck, Troisdorf